

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 155 (1987)
Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

42/1987 155. Jahr 15. Oktober

Maria – ein Hindernis für die Ökumene? Im Rückgriff auf die reformatorischen Quellen werden die reformiert-katholischen Differenzen aufgezeigt und theologische Prinzipien einer ökumenischen Mariologie entwickelt. Ein Beitrag von Anton Thaler **645**

Die Bischofssynode zur Laienfrage Von der Buss- zur Laiensynode. Erste Zwischenbilanz. Es berichtet Walter Ludin **650**

Sonntägliche Gottesdienstordnungen überprüfen Von der ausserordentlichen Konferenz der Dekane des Bistums Basel berichtet Max Hofer **653**

«Ich – die Firmung und die Gemeinde» Ein Einblick in das Seminar Jugend + Gemeindeliturgie von Rolf Weibel **654**

«Alle bauen mit» Von der gemeinsamen Pressekonferenz von KEM und Missio berichtet Rolf Weibel **654**

Gottesdienst – gemeinsam vorbereiten, gemeinsam feiern Von einer ökumenischen Arbeitstagung berichtet Linus David **655**

Hinweise **656**

Amtlicher Teil **656**

Neue Schweizer Kirchen
Saint-François, Renens (VD)



Maria – ein Hindernis für die Ökumene?

Seit der Reformation stehen sich zwei gegensätzliche Positionen unvereinbar gegenüber: Das «Sola-scriptura»-Prinzip des Protestantismus und die Zwei-Quellen-Offenbarung des Katholizismus (die Heilige Schrift und die Überlieferung der Kirche). Diese Gegensätzlichkeit hat in der gesamten Theologie und nicht zuletzt auch in der Mariologie den Dialog blockiert, und sie würde ihn auch weiterhin blockieren, wenn man bei diesen gegensätzlichen Positionen stehenbliebe. Es liessen sich dann auf der einen Seite nur die Entwicklungen der katholischen Mariologie feststellen und auf der anderen Seite die Ablehnung der marianischen Lehre und Frömmigkeit. Die Protestanten vermöchten nur anzuklagen, was sie als mariologische Auswüchse des Katholizismus erachteten, und die Katholiken vermöchten nur zu kritisieren, was sie für ein Zeichen bedauernswerter Armut im Protestantismus hielten.¹

Diese ökumenische Blockierung muss gelöst werden. Sie hat sich ja auch auf die Mariologie und Marienverehrung bei der reformierten und bei der katholischen Kirche ausgewirkt, insofern bei beiden in diesem Bereich ein mehr oder weniger grosses Defizit zu verzeichnen ist.

Warum ist überhaupt die Marienverehrung zurückgegangen? Drei Gründe sprechen dafür:²

1. *Weniger Emotionen:* Durch die Konzilswende erfolgte ein Abbau der emotionalen Volksfrömmigkeit in der Kirche. Die religiösen Verehrungsakte sind zurückgegangen zugunsten einer welthaften Frömmigkeit (Ethik der Bergpredigt und des Reiches Gottes; Christsein in der Welt; Christ und Entwicklungshilfe usw.).

2. *Die Umorientierung in der Sendung der Kirche:* Sie ist nicht mehr nach innen, sondern gegen aussen gerichtet. Es geht heute um die Frage: Wie ist der Glaube zu leben in einer Welt von heute? Der Glaube wiederum kreist nun um die zentrale Frage des Christentums: Gott, Christus, die Kirche.

3. *Die neue katholische Bibelexegese:* Nicht mehr die wortwörtliche Auslegung; neue Erkenntnisse über die Evangelien und ihre Verfasser, die literarische Form und die Überlieferung. Früher noch die Frage: Was geschah, und wie geschah es? Und heute: Was will der Schriftsteller sagen? Was bedeutet das Wort Gottes für mich? Von dieser ganzen Entwicklung ist natürlich auch die Lehre über Maria und ihre Verehrung betroffen.

Was können wir heute tun?

Sicher gibt es nicht den Weg zurück zur Marienverehrung von früher. Das würde dem Durchschnittschristen von heute nicht entsprechen, und das würden die Schwesterkirchen gar nicht verstehen. Oder sollen wir nichts mehr unternehmen, aufhören mit der Marienverehrung? Wäre dadurch ein Hindernis aus dem Weg geräumt? Vielleicht ja, aber das wäre eine Täu-

schung. Es wäre keine ehrliche Ökumene, und sie würde uns gegenseitig nicht wirklich näherbringen.

Im folgenden Beitrag soll deshalb versucht werden, einen neuen Zugang zur Mariologie und Marienverehrung zu eröffnen. Zuerst wollen wir auf die reformatorischen Quellen zurückgreifen, um zu entdecken, was die Reformatoren selbst über Maria gelehrt haben. Dann sollen 2. die noch bestehenden Kontroversen zwischen der katholischen und der evangelisch-reformierten Theologie aufgezeigt und 3. theologische Prinzipien einer ökumenischen Mariologie vorgelegt werden.

1. Die Lehre der Reformatoren³

Martin Luther

Er spricht über Maria im Zusammenhang mit dem Lob des Glaubens. «Der Glaube war es, der die Empfängnis bewirkte... <Sieh, ich bin des Herrn Magd> usw. Ich gebe meinen Willen drein. Sobald sie das gesagt hat, ist sie Mutter geworden. Sie ist schwanger geworden mit einer lebendigen Frucht. Und es ist etwas Aussergewöhnliches mit ihr geschehen als mit allen andern Frauen»⁴ (24.3.1537). Auch die Lobpreisungen der *Jungfrauschaft* Mariens sind bei Luther im Glaubensbekenntnis begründet und verankert. «Die noch nicht einen Mann erkannt hat, die stehet hier schwanger. Das ist nie gehört worden seit Anbeginn der Welt. Sie ist eine reine Jungfrau und dennoch schwanger. Reim das zusammen! Das ist übernatürlich, noch nie gehört!»⁵ (25.3.1538). Das Lob der Jungfrau ist auch das Lob der Kirche. «Nach der leiblichen Geburt sind wir ungleich, aber hier in der Taufe sind wir alle Erstgeborene aus der Jungfrau, d. h. der Kirche, welche die reine Jungfrau im Geist ist; sie hat das reine Wort Gottes, davon geht sie schwanger. Da sind wir die rechten Erstlinge, unserem Herrn Gott zu eigen, ich und du usw.»⁶ (2. Februar 1534).

Sosehr Luther voll des Lobes für Maria ist, so fordert er doch eindeutig die Nachfolge Jesu und nicht Mariens: «Der Papst mit seinen Mönchen lässt... Christum den Sohn fahren und hängt der Mutter an. Christus verlässt alles um unseretwillen, Erde, Mutter, Jünger, auf dass er uns helfe. Darum sollen wir auch *ihm* allein anhängen, und die Ehre, die ihm gebührt, keinem andern geben. Denn weil er selbst die Mutter hingibt, sollen wir auch nicht der Mutter anhängen und den Sohn verlassen...»⁷ (1528/29). Bei allem Lob über Maria, weil sie Mutter Christi ist, verwischt er nicht die Grenze, die die Bibel gezogen hat, denn Christus, der Sohn allein und nicht neben oder unter ihm *auch* die Mutter, ist Gott. Sie aber ist Gottes Mutter.

Martin Luther hat grossen Respekt vor dem Konzil von *Ephesus*, wo Maria als Mut-

ter Gottes in das Dogma der Kirche einging. Er schrieb 1539 in einer Abhandlung über die Konzilien der Kirche: «Wohlan denn, dieses Konzil von Ephesus hat nichts Neues für den Glauben aufgestellt, sondern es hat den alten Glauben verteidigt wider den Dünkel des Nestorius.»

Für Luther ist Jesus *allein* der Mittler. «Wie war das nur möglich, dass Maria Christus verdrängt und die Stellung der Mittlerin eingenommen hat? Weil es im Glaubensbekenntnis heisst: ... <von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten>, fürchteten sich die Menschen schier zu Tode vor Christus: Da riefen sie in ihrer Angst Maria und andere Heilige an, auf dass sie vor Gott Mittler seien»⁹ (5.6.1535). Ganz deutlich wird Luther, wenn er klagt: «Wir haben alle Namen angerufen, nur den Namen Christus haben wir vernachlässigt. Wo Christus vernachlässigt wird, muss Verzweiflung folgen.»¹⁰ Luther wendet sich also entschieden gegen eine Anrufung um Fürbitte Mariens.

Weil nur Christus der Mittler ist, darf auch nur er angerufen werden. Für Maria lässt er einzig das *Marienlob*, wie es sich im *Magnifikat* darstellt, gelten. Denn hier wendet Maria das Lob von ihr ab und Gott zu. Denn er hat auf ihre Niedrigkeit geschaut. In seiner Auslegung zum Magnifikat von 1521, also in der frühen Reformationszeit, vertritt er noch die Anrufung Mariens und der Heiligen und empfiehlt sie auch. Ab 1522, aufgrund schlechter Erfahrungen (Maria wird über Christus gestellt!), lehnte er auch die Anrufung ab. So wurde denn schon zu Lebzeiten Luthers Maria immer weniger angerufen und allmählich auch ihre Verehrung abgelehnt. In der katholischen Kirche wuchs aber erst recht die Konzentration auf die Marienverehrung. Am Lob Mariens hielt Martin Luther immer fest: «Maria, die Mutter Gottes, ist hoch zu loben», aber nur insofern, als dadurch das Lob Christi nicht geschmälert wird. Die Angst vor der Verdrängung Christi durch Maria war sehr gross, und so ist es leicht einzusehen, weshalb nicht nur die Anrufung Mariens, son-

dern auch das Marienlob allmählich in der Kirche der Reformation ganz verstummte.

Huldrych Zwingli

Er wurde als Mariengegner verleumdet aufgrund einer Predigt über das Thema «Von der ewig reinen Magd Maria, der Mutter Gottes», gehalten 1522 am Fest der Engelweihe in Einsiedeln.

Aufgrund von Missverständnissen über das von Zwingli gegen die Übertreibungen und Auswüchse der Marienverehrung Gesagte entstand das Gerücht, Zwingli schmähe die Jungfrau Maria. Gegen diese Gerüchte hat er das Büchlein herausgegeben: «Die Marienpredigt».¹¹ Sie enthält alles Wesentliche einer Mariologie. Gegen das Gerücht, er leugne, Maria sei Jungfrau geblieben, unterstreicht er immer wieder: Maria «bleibt eine reine, unversehrte Magd vor der Geburt, in und nach der Geburt, ja in Ewigkeit». Verleumdet wurde Zwingli wegen der Erklärung des «Ave Maria»: Dieses sei nicht ein Gebet, sondern ein *Gruss* und ein *Lob*. Er wehrt sich vor allem gegen das «Ave Maria» zu Ablasszwecken. Dies sei ein grosser, schändlicher Irrtum. Leider wurde das «Ave Maria» dann ab 1563 in Zürich abgeschafft.

Huldrych Zwingli geht es vor allem um die Betonung des *Glaubens* Mariens. «Wir sollen von Maria den unerschütterlichen Glauben lernen, dass sie an den Worten des Engels nicht gezweifelt hat, wie wohl sie ihren Sohn nicht sah zum himmlischen Reich kommen; ja sie sah (vielmehr), dass man ihn schmachvoll hinrichtete und tötete; dennoch hat sie keinesfalls gezweifelt an den Worten Gottes. Wer sie besonders ehren will, folge ihrem Glauben nach und falle nie vom Herrn Christo Jesu ab.»¹²

¹ Vgl. M. Thurian, *Maria, Mutter des Herrn – Urbild der Kirche*, Mainz 1978, 64.

² Ich beziehe mich im folgenden auf A. Müller, *Mariologie und Marienverehrung in der Theologie und im ökumenischen Gespräch. Eine Neubesinnung auf das marianische Phänomen in der katholischen Kirche heute*, in: SKZ 44 (1982) 658–662.

³ Vgl. zum Ganzen: W. Tappolet, A. Ebner, *Das Marienlob der Reformatoren: Martin Luther, Johannes Calvin, Huldrych Zwingli, Heinrich Bullinger*, Tübingen 1962.

⁴ D. Martin Luthers Werke, kritische Gesamtausgabe, Weimar 1883 ff. (= WA) Bd. 45: 51,18–24.

⁵ WA 46: 231,10–14.

⁶ WA 37: 287,35–288,2.

⁷ WA 28: 402,29–403,4.

⁸ WA 50: 591,22 ff.

⁹ WA 41: 199,34 f.

¹⁰ WA 45: 82,19 f.

¹¹ Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, hrsg. v. E. Egli, G. Finsler u. a., Bd. I–XIV (Z), I: 391–428.

¹² Aus der Marienpredigt: Z I: 517 ff.

Wie Luther wendet sich auch Zwingli vehement gegen die Mittlerschaft Mariens: «Das ist die Ehre Mariens, dass sie in aller Trübsal nicht gezweifelt und ihrem Sohn allein angehangen hat. Das ist auch ihre und aller Auserwählten Ehre, dass wir auch also tun»¹³ (Mai 1526: gegen Eck). Man soll innerhalb dieser Zeitlichkeit niemanden als Fürbitter anrufen als allein Christum! Sie ist hoch zu loben, wiederholt Zwingli ständig. Aber trotz allen hohen und berechtigten Lobes darf sie nicht an die Stelle ihres Sohnes treten und Mittlerin werden.

Zwingli setzt sich für eine *wahre* Marienverehrung ein: nicht Heiligenverehrung und Marienverehrung mit Prunk, Pomp und funkelndem Gepränge, sondern Hilfe dem Nächsten, der darbt! «Die ehrwürdige Maria schmähen sie: die hier so arm und demütig gewesen ist, die machen sie jetzt, wo sie bei Gott ist, mit zeitlichem Gut reich und sprechen: sie ist unsere lieben Frauen.»¹⁴ So wendet er sich auch gegen die Bilderverehrung, die für ihn Götzendienst ist. Drei Marienfeste behält er noch bei: Maria Lichtmess, Mariä Verkündigung und – obwohl nicht biblisch begründet – Mariä Himmelfahrt.

Johannes Calvin

Die biblisch legitime Marienverehrung lehnt Calvin keineswegs ab, sondern nur deren Übertreibungen und Auswüchse. Maria war für ihn nicht ein «Idol». Vielmehr bestraft er mit strengen Worten den überbordenden Marienkult, der aus der demütigen «Magd des Herrn» die «Himmelskönigin» und auf diese Weise Maria zu einem Idol macht.¹⁵

Das Geheimnis der Jungfrau-Mutter steht auch bei Calvin über allem Zweifel¹⁶. Die Jes-Stelle 7,14 bezieht sich für ihn eindeutig auf die Jungfrau und nicht auf eine junge Frau. «Hätte denn der Prophet etwas Wunderbares gesagt, wenn er von einem Mädchen gesprochen hätte, das aus dem Zusammenwohnen mit einem Mann empfangen hätte? Es wäre lächerlich gewesen, dergleichen als Zeichen und Wunder hinzustellen... Es ist ohne weiteres klar, dass er von einer wirklichen *Jungfrau* redet, die nicht nach dem gewohnten Lauf der Natur, sondern durch die Gnadenwirkung des Heiligen Geistes empfangen soll. Dies ist das Geheimnis, das Paulus herrlich rühmt: «Gott ist offenbart im Fleisch» (1 Tim 3,16).»¹⁷

Calvin stellt Maria als *Vorbild* für christliche Lehre und christliches Leben dar: «Wir sollen sie als Lehrmeisterin annehmen und halten und bei der Lehre, die aus ihrem Zeugnis hervorgeht, bleiben.»¹⁸ Er tritt auch für das rechte Mass des Marienlobes ein. Es steht für Calvin ausser Zweifel, dass Maria als die *Mutter des Herrn* hoch zu lo-

ben ist.¹⁹ Lk 1,48 b: «Von nun an werden mich selig preisen...» erklärt er wie folgt: «Allen Zeiten, sagt sie, werde die Wohltat Gottes denkwürdig bleiben... Selig, sagt sie, werde ich durch alle Zeiten gehalten; etwa weil sie aus eigener Tugend oder eigener Kraft dieses Lob gesucht hat, oder vielmehr weil sie des Werkes Gottes allein gedenkt?»²⁰

Wie Luther und Zwingli spricht auch Calvin gegen die Rolle einer Mittlerschaft Mariens. Christus ist unser einziger Mittler; es gibt keinen anderen neben ihm.²¹ Christus muss das einzige Band unserer Vermittlung sein, damit wir durch seine Vermittlung mit Gott, seinem Vater, verbunden seien.»²² «Jesus Christus ist auch unser einziger Fürsprecher.»²³ Scharf wendet er sich gegen die Unsitte, Maria anzurufen. Sie widerspreche der Heiligen Schrift²⁴. Den Hauptgrund der römischen Abirrung in der Marienverehrung sieht Calvin darin, dass die Mutter des Herrn ihrem Sohn gleichgestellt wurde, sie, die ebenso wie wir alle der Erlösung bedürftig sei²⁵. Dennoch: das schönste Lob, das wir ihr darzubringen vermögen, besteht nach Calvin darin, «dass wir sie als unsere *Lehrmeisterin* anerkennen, die

uns unterrichten soll und wir ihre Schüler seien...»²⁶

Zusammenfassung

Alle drei Reformatoren halten an den mariologischen Inhalten des Credo fest: immerwährende *Jungfrau*, *Gottes-Mutterschaft*; alle bezeugen Maria einen vorbildhaften *Glauben*; alle halten noch fest am *Marienlob*, lehnen aber ihre Mittlerschaft und damit ihre Rolle als Fürbitterin, die man anrufen könnte, ab. Die nachreformatorischen Theologen bis in die heutige Zeit können sich also gewiss nicht auf ihre Väter berufen, um das mariologische Defizit in ihrer Theologie und Liturgie zu decken. Doch musste die Lehre der Reformatoren folgerichtig und zwingend zum heutigen Defizit führen. Dadurch, dass Maria zur Zeit der Reformation nur noch *gelobt*, aber nicht mehr angerufen werden durfte, ging mit der Zeit auch das *Marienlob* zurück und geriet allmählich in Vergessenheit und mit ihm auch Maria selbst. Der Grund liegt wohl darin, dass Glaube immer auch gebeteter und gefeierter Glaube sein muss, will er bestehen bleiben.

2. Kontroversen der katholischen und reformatorischen Theologie

Im folgenden soll den Wurzeln für das reformatorische Veto gegen jegliche Anrufung Mariens und ihre Rolle als Fürsprecherin nachgegangen werden. Wir werden sehen, dass sie heute noch mit den drei wesentlichen Kontroversen zwischen katholischer und reformatorischer Theologie überhaupt übereinstimmen. Es sind dies: die Gnadenlehre, das Traditionsverständnis und die Christologie.

2.1. Gegensätzliche Standpunkte in der Gnadenlehre²⁷

Die reformatorische Lehre geht vom Standpunkt aus, dass die unerschaffene Gnade, Christus, allein genügt. Es braucht keine Zustimmung von seiten Mariens. Die katholische Lehre sagt: Mariens Antwort, die *Annahme* der Gnade gehört notwendig zur Inkarnation dazu. Das macht die aussergewöhnliche Situation Mariens aus: Sie hat stellvertretend für die Menschheit ihr *Ja* gesprochen. Nach Stefan Benko hat sie so an der Erlösung des Universums und der Menschheit mitgewirkt, wäre darum Miterlöserin, Co-redemptrix. Das töne aber in protestantischen Ohren «fremd», beinahe «lästerlich». Doch entspreche dies ganz dem katholischen System (Wirken der Gnade: Christus als die Verkörperung der uner-

schaffenen Gnade; Maria als die Verkörperung der geschaffenen Gnade). Durch ihr «Fiat» werde Maria dann auch zum Urbild der Kirche²⁸. Die protestantische Theologie stütze sich auf die völlige Genügsamkeit der Gnade Gottes in Jesus Christus. Die katholische Mariologie zeige, dass die Gnade Gottes nicht wirklich genug ist. Sie mache nur *möglich*, dass man erlöst wird. Maria hat diese Möglichkeit in Wirklichkeit verwandelt. Durch ihre aktive Ko-operation mit Gott²⁹.

¹³ ZV: 188,7–191,11.

¹⁴ ZII: 241,30–242,10.

¹⁵ W. Tappolet, A. Ebnetter, Das *Marienlob* der Reformatoren, 163.

¹⁶ Ebd. 170.

¹⁷ Corpus Reformatorum (CR) 36: 156.

¹⁸ CR 46: 63.

¹⁹ W. Tappolet, A. Ebnetter, aaO. 194.

²⁰ CR 45: 38.

²¹ W. Tappolet, A. Ebnetter, aaO. 203.

²² CR 46: 294.

²³ W. Tappolet, A. Ebnetter, aaO. 203.

²⁴ Ebd. 206.

²⁵ Ebd. 211.

²⁶ CR 46: 121.

²⁷ Vgl. zum Folgenden: St. Benko, Protestanten, Katholiken und Maria (Theologische Forschungen 51), Hamburg 1972.

²⁸ Ebd. 66.

²⁹ Ebd. 68.

In seiner Interpretation der Stellung Mariens weicht Benko und mit ihm alle reformierten Theologen, die Maria überhaupt keine Mitwirkung zugestehen wollen, von ihren reformatorischen Vätern, vor allem von Luther ab. Luther lobte noch den *Glauben* Mariens, durch den die Empfängnis geschah und durch den sie Mutter Gottes geworden ist! Ihr Glaube und daraus folgend ihr «Fiat» war also ihre *Mitwirkung*. Die Gnade selbst, die Erlösung an sich, ist wirklich allein Sache Gottes. In diesem Sinn sagt auch Karl Barth: «Gott hat in Maria den Menschen erwählt, der Gott nur mit den Worten: <Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast!> gegenüberstehen kann. Das ist die Mitwirkung des Menschen in dieser Sache: das und nur das.»³⁰

Der Konflikt zwischen reformierter und katholischer Theologie besteht nach wie vor darin, dass im Bereich des Gnadenwirkens Gottes die reformierte Theologie die *Zweit-Ursächlichkeit* ablehnt. Nach dem katholischen Prinzip ist ja zwischen der Erst-Ursächlichkeit Gottes und der Zweit-Ursächlichkeit der Menschen, insbesondere der Heiligen zu unterscheiden. Also: Gott wirkt durch die Zweit-Ursächlichkeit der Menschen, so besonders durch Maria³¹. Lk 1,26–38 legt gerade Gottes *absolute Souveränität* im Gnadenwirken nahe. Es ist keine Anfrage an Maria, sondern eine Feststellung und *Verfügung*: Du wirst empfangen und einen Sohn gebären. Mariens Antwort brachte nicht den Erlöser, aber Maria sprach ihr Ja-Wort. Gott ist souverän Handelnder. Es gibt im Menschen keinen vorausliegenden Grund zum Handeln. Doch spricht Maria nicht nur «mihi fecit», sondern auch «fiat mihi». Sie ist die rein Empfangende, und hier ist die Souveränität Gottes *und* die Personalität des Menschen Maria gewahrt³².

Wenn dem so ist, dann kann mit gutem Recht auch Maria (und können die Heiligen) um ihre Fürbitte bei Gott angerufen werden. Das II. Vatikanum sagt in «Lumen Gentium» Nr. 62: «Die Anrufung Marias trägt der Würde und Wirksamkeit Christi nichts ab und fügt ihr nichts hinzu.» Damit ist das Problem der Mittlerschaft angesprochen. Mit der reformatorischen Theologie stimmt die katholische im folgenden überein: Christus ist der einzige Mittler zum Vater. Aber auch in der Mittlerschaft darf wohl das katholische Prinzip der Zweit-Ursächlichkeit zur Anwendung gebracht werden. Christus gibt gleichsam Maria und den Heiligen Anteil an seiner Mittlerschaft. Das Konzil verpflichtet darum nicht zur *Marienverehrung*. Das Unterlassen dieser Verehrung ist also kein trennendes Hindernis zwischen den Konfessionen. Aber gerade wenn wir die

Schrift als Norm auch für die Beziehung der Christen zu Maria unterlegen, so muss doch gerade hier auf Lk 1,42 hingewiesen werden: Elisabeth preist Maria selig, und Lk 1,48 macht diese Seligpreisung gleichsam verbindlich für alle Menschen. Die Reformatoren, besonders Luther, konnten nicht genug das *Lob* Mariens betonen und fördern. Nach katholischer Auffassung ist Marien- und Heiligenverehrung vor allem Lob und *Danksagung* an Gott. So heisst es in der Präfation an Heiligenfesten: «Die Schar der Heiligen verkündet deine Grösse, denn in der Krönung ihrer Verdienste krönst du das Werk deiner Gnade.»

Alois Müller macht in diesem Zusammenhang folgende Überlegung: Beim Gnadenwirken Gottes dürfen wir nicht fragen: Tut es Gott, oder tut es der Mensch? Es ist die *eine* Wirklichkeit, aber transzendent (bei Gott) und kategorial (beim Menschen). Gott tut alles – transzendent; der Mensch tut alles – empirisch. So «tut» der Mensch Jesus empirisch «die Werke des Vaters» (vgl. Joh 9,4; 10,37)³³.

Max Thurian bringt den Titel «Gnadenvolle» in enge Beziehung mit der Fülle der Gnade, von der Jesus, der vielgeliebte Sohn des Vaters, erfüllt ist. Die Gnade, die Maria empfängt, hat ihre Quelle nur *in Christus*. Jeder Christ kann nur in der Gemeinschaft mit Christus an dieser Fülle teilhaben und davon erfüllt werden, weil Christus sich für alle hingegeben hat. «Maria ist gleichsam a priori von der Fülle der Gnade erfüllt worden, deren Quell dann Christus für die Menschen ist, während jeder Christ gleichsam a posteriori erfüllt wird.»³⁴

So werden also von der reformierten und katholischen Theologie her Wege aufgezeigt, wie die gegensätzlichen Standpunkte in der Gnadenlehre überwunden und damit eine ökumenische Basis für die Mariologie gelegt werden könnte.

2.2. Gegensätzliche Standpunkte im Traditionsverständnis

In der Einleitung ist schon auf das unterschiedliche Traditionsverständnis hingewiesen worden: das Sola-scriptura-Prinzip der reformierten und das Schrift- *und* -Traditionsprinzip der katholischen Theologie und Kirche. Stefan Benko charakterisiert die Unterschiede so: «Die Protestanten beginnen mit der Bibel und gestalten Mariologie auf diesen Grundlagen. Die Katholiken beginnen mit dem Geist des Magisteriums und versuchen dazu die biblische Begründung zu finden.»³⁵ Jedoch stellt sich die Frage: Bedeutet dies eine unüberbrückbare Kluft zwischen der protestantischen und der römisch-katholischen Begründung der Mariologie? Vorläufig muss nach Benko die Antwort ein Ja sein. Doch das neue Interesse der Prote-

stanten an der Patristik und der Katholiken an der Bibel könne einen fruchtbaren Dialog ermöglichen³⁶.

Um in dieser Frage voranzukommen, ist das richtige *Traditionsverständnis* entscheidend. Die ökumenische Konferenz von Montreal 1963 (an der die orthodoxe, die anglikanische und protestantische Kirche sowie einige katholische Theologen anwesend waren) hat das Sola-scriptura-Prinzip wegen seines illusorischen Charakters heftig kritisiert und zugunsten einer lebendigen Auffassung über die Beziehung von Schrift und Tradition aufgegeben. «So können wir sagen, dass wir als Christen existieren durch die Traditionen des Evangeliums, welches in der Schrift bezeugt und der Kirche durch die Kirche weitergegeben wird in der Kraft des Heiligen Geistes. So verstanden wird die Tradition aktualisiert in der Predigt des Wortes. In der Verwaltung der Sakramente, im Gottesdienst, in der christlichen Unterweisung, in der Theologie und in der Mission und in dem Zeugnis, das die Glieder durch ihr Leben für Christus geben...»³⁷ «Man kann also die Tradition weder von der Schrift trennen noch sie in Gegensatz zur Schrift bringen; ohne die Tradition wäre die Schrift nicht zu uns gelangt. Zumindest bliebe sie unverständlich. Tradition, das ist der Heilige Geist, der der Kirche das Evangelium erklärt. Andererseits hätte aber die Tradition ohne die Schrift keine Norm und keine Grenzen.»³⁸

Aufgrund eines solchen Traditionsverständnisses müsste es möglich sein, dass auch in der reformierten Kirche die mariologische Frage neu überdacht würde. Sie hat das allein in der Schrift begründete Traditionsverständnis neu zu orientieren an der patristisch-kirchlichen Tradition, und die katholische Kirche hat ihre kirchlich-lehramtliche Tradition erneut an der «norma non normata» der Schrift zu überprüfen.

³⁰ K. Barth, Dogmatik im Grundriss, Zürich 1947.

³¹ Vgl. A. Müller, Ökumenische Orientierung der katholischen Mariologie, in: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie 1966, 94.

³² Ebd. 91–92.

³³ Ders., Glaubensrede über die Mutter Jesu. Versuch einer Mariologie in heutiger Perspektive, Mainz 1980, 121.

³⁴ M. Thurian, Marie, Mère du Seigneur – Figure de l'Eglise, Taizé 1963, 31.

³⁵ St. Benko, Protestanten, Katholiken und Maria, 60.

³⁶ Ebd.

³⁷ Montreal, Sektionsbericht II, Nr. 45–46. Vgl. Vatikanum II, Dei Verbum Nr. 9.

³⁸ M. Thurian, Maria, Mutter des Herrn, – Urbild der Kirche (Topos TB), Mainz 1978, 66.

2.3. Gegensätzliche Standpunkte in der Christologie/Soteriologie

Unterschiede bestehen auch in der *Christologie*³⁹. Die Katholiken verstehen (nach Benko) die Menschwerdung so, dass seine Menschwerdung, seine Fleischannahme, in Maria und ihrer Sündenlosigkeit vorbereitet und dieses Fleisch gereinigt war und er (der Logos) erst dann dieses Fleisch annahm. Die Protestanten hingegen sagen: nein, er hat wirklich sündiges (nicht vorher gereinigtes) Fleisch aus Maria angenommen. Aus diesem Grunde seien die Protestanten *gegen* eine Sündenlosigkeit Mariens.

Doch hier missversteht Benko wieder einmal die katholische Lehre. Maria wurde nicht deswegen von aller Sünde zum voraus frei, weil der Logos Gottes sonst nicht in ihr hätte Fleisch annehmen können, sondern ihr Freisein von aller Sünde, der Ursünde und der persönlichen Sünde besagt vielmehr, dass in Maria auf eschatologische Weise schon vorweggenommen war, was erst durch die Erlösung in allen Menschen Wirklichkeit werden soll: Freiheit von der Sünde, das Heilsein in Gott.

Auch in der *Soteriologie* zeigen sich wesentliche Unterschiede. Nach der *katholischen* Soteriologie ist der Mensch aus dem erbsündlichen Zusammenhang entnommen und, soweit er sich im Gnadenstand befindet, ist er auch aus der Sündenschuld herausgelöst. Nach *reformatorischer* Soteriologie⁴⁰ ist der Mensch durch Rechtfertigung und Glauben zwar der Sündenschuld, nicht aber dem erbsündlichen Zusammenhang

entrisen. Er ist «simul iustus et peccator», Gerechter und Sünder zugleich. Das Christenleben hat – gestützt auf paulinische Lehre – in eschatologischer Spannung Anteil sowohl an der geheilten Welt des kommenden Gottesreiches als auch an der noch immer unheilvollen Welt sündenbestimmter Menschheitszusammenhänge.

Die mariologische Lehre von der Erbsündenlosigkeit Mariens entspricht ganz der katholischen Soteriologie. Die Ablehnung dieses Mariendogmas ist von der reformierten Soteriologie her gut zu verstehen. Wäre aber nicht ein gemeinsamer Berührungspunkt in der eschatologischen Dimension des Heils zu finden? Könnte nicht Maria der Prototyp des erlösten Menschen sein? Könnte die evangelisch-reformierte Theologie dem zustimmen, dann müsste für sie das katholische Dogma von der Erbsündenlosigkeit und Freiheit von persönlicher Sünde bei Maria kein trennendes Hindernis mehr sein.

Zusammenfassung

Eine unvoreingenommene Sicht der Kontroversen theologischer Positionen in bezug auf Gnadenlehre, Tradition und Christologie/Soteriologie eröffnet den Horizont für ein Aufeinander-Zugehen der Kirchen in diesen grundlegenden theologischen Fragen und macht den Weg frei für eine gründliche Aufarbeitung der noch offenen Fragen. Eine ökumenische Mariologie, die ganz in das Christus-Mysterium integriert sein wird, muss das gemeinsame Ziel sein.

3. Theologische Prinzipien einer ökumenischen Mariologie

Es kann in einer künftigen ökumenischen Mariologie nicht nur darum gehen, die katholischen Mariendogmen auf ihre ökumenische Relevanz zu prüfen. Vielmehr soll nach ökumenischen theologischen Prinzipien gefragt werden, die *allen* Kirchen einen neuen Zugang zu Maria eröffnen könnten. Zwei Prinzipien scheinen mir von grosser Bedeutung zu sein: das Kenosisprinzip und das personal-heilsgeschichtliche Prinzip.

3.1. Das Kenosis-Prinzip⁴¹

Nach Phil 2,5–11 ist von der Katabasis und Entäusserung Gottes in Jesus Christus die Rede. Die Entäusserung geschieht durch die Geburt aus der Jungfrau. Schon die Kirchenväter des 2. Jahrhunderts haben in diesem Sinne auf Maria verwiesen, und immer wieder wurde Maria als Mittel der Kenosis betrachtet. «Das Merkmal der Mariologie ist darum die Katabasis Gottes. Maria gewährt dieses Mittel, durch welches Selbst-Entäusserung und Herablassung stattfin-

det. Inkarnation, die Geburt aus der Jungfrau, ist eine Erniedrigung für Christus, welche ihn zum Wesen «ohne Ansehen» macht. Von ihr nahm er die Knechtsgestalt.»⁴² Maria ist also nicht wegen ihrer eigenen Existenz Gegenstand der Theologie, sondern nur «im Hinblick auf das Offenbarungshandeln Gottes. Maria hat an einem besonderen «pleroma tou chronou» der Heilsgeschichte Anteil gehabt, als Gott seinen Sohn, geboren durch ein Weib (Gal 4,4), gesandt hat. In der Kenosis-Theologie finden wir das Wesen der Mariologie.»⁴³ Nach Benko muss dieses Prinzip der Mariologie zugrunde gelegt werden. Ich meine, dass das Magnifikat vom Kenosis-Prinzip her neu verstanden werden kann. Maria preist Gott, weil er auf ihre Niedrigkeit geschaut hat (Lk 1,48). Gott, der sich selbst in Jesus erniedrigt hat, will aus einer unansehnlichen Frau geboren werden. In Maria zeigt es sich, dass Gott sich der Niedrigen annimmt (Lk 1,52), er, der sich selbst erniedrigt hat (Phil 2,8). Das Kenosis-Prinzip könnte der minimale Nenner für eine ökumenische Mariologie sein.

3.2. Das personal-heilsgeschichtliche Prinzip

Maria und ihr uneingeschränkter Glaube haben eine heilsgeschichtliche Tragweite und eine zentrale Bedeutung für die Existenz eines jeden Christen. Als Mutter des Erlösers gehört sie auf die Seite der Menschen gleichsam als Repräsentantin der erlösten Menschheit. Es gab eine Strömung innerhalb der Mariologie, welche Maria zu einem eigenständigen Faktor innerhalb des Erlösungsgeschehens machte: Maria als Mit-Erlöserin, wobei sie so ganz auf seiten Gottes und Christi statt auf der Seite der Menschen stand. Als die Erst- und hervorragend Erlöste gehört sie aber im Erlösungsgeschehen auf die Seite der Menschen⁴⁴. Für eine künftige ökumenische Mariologie stellt sich die entscheidende Frage: «War die Christus-Mutterschaft für Maria ein Heilsereignis oder nicht, mit anderen Worten: War die Beziehung, in die sie durch die Mutterschaft Christi trat, nur eine physisch-äusserliche, oder war es eine personale, glaubende, eine Heilsbeziehung⁴⁵?» Wenn ja, und das ist katholische Überzeugung und Lehre, dann sind auch die Privilegien, die der Jungfrau Maria zukommen, eine Erlösungswirklichkeit⁴⁶. Weil also die Christus-Mutterschaft Mariens ein personales Heilsereignis ist, hat es auch Bedeutung für jeden, der zu Christus gehört. Hinter diesem personal-heilsgeschichtlichen Verständnis steht die katholische Überzeugung, dass 1. «durch den begnadenden Gott auch der begnadete Mensch in sekundärer abgebildeter Weise zum Glaubensgeheimnis wird» und 2. «dass der Erlöste zum Mitträger des Erlösungswerkes wird».⁴⁷ «Die Marienlehre ist der Brennpunkt der Wahrheit, dass der Mensch gewordene Gottessohn das Heil der Menschheit ist und dass der Mensch durch dieses Heil wirklich geheiligt wird.»⁴⁸

Auf diesem theologischen Hintergrund kann denn auch von *Maria und der Kirche* gehandelt werden, als eben mit Kirche alle Getauften gemeint sind, die wie Maria Anteil an der Erlösung durch Christus erhalten haben und wie Maria von Gott geheiligt worden sind. Maria kann aber nur dann als

³⁹ St. Benko, aaO. 62 f.

⁴⁰ Vgl. zum Folgenden: M. Seils, Heil und Erlösung, in: Theologische Real-Enzyklopädie (TRE), Bd. 14, Berlin-New York 1985, 633.

⁴¹ Vgl. zum Folgenden: St. Benko, aaO. 112–125.

⁴² Ebd. 122.

⁴³ Ebd. 125.

⁴⁴ Vgl. A. Müller, Ökumenische Orientierung der katholischen Mariologie, 88.

⁴⁵ Ebd. 89.

⁴⁶ Ebd. 90.

⁴⁷ Ebd. 85.

⁴⁸ Ebd.

Typos für die Kirche betrachtet werden, wenn die Theologie nicht beim Faktum der Mutterschaft Mariens stehenbleibt, sondern das Mysterium facti, den Bedeutung gebenden Sinn zu erschliessen versucht. Faktum und Sinn dürfen nicht auseinandergerissen werden. Beides ist unerlässlich. «Das Faktum ohne seinen Sinn wäre blind, der Sinn ohne die Tatsache leer... Die Mariologie kann aus dem blossen Faktum unmöglich entwickelt werden, sondern nur aus dem in der Hermeneutik des Glaubens verstandenen Faktum. Das hat zur Folge, dass Mariologie nicht bloss marianisch sein kann, sondern in der Ganzheit des Grundgefüges von Christus und Kirche steht, konkretester Ausdruck seines Zusammenhangs ist.»⁴⁹ Die Mariologie wäre demnach so etwas wie der Kristallisationspunkt der Korrelation von Christus und Kirche. Oder wie Alois Müller aufgrund seiner patristischen Studie formuliert: «Das Mariengeheimnis ist das Kirchengheimnis, und das Kirchengheimnis ist das Mariengeheimnis.»⁵⁰ Max Thurian sieht Maria in ihrer eschatologischen Existenz als Typos für die Kirche: «Durch ihren Glauben und ihre Heiligkeit ist sie das <schon> und das <noch nicht> der Kirche und jedes Christen. Sie ist die Gegenwart unserer Zukunft in Christus.»⁵¹

Die zwei Prinzipien einer ökumenischen Mariologie: das Kenosis-Prinzip und das personal-heilsgeschichtliche Prinzip eröffnen auch den evangelisch-reformierten Kirchen einen neuen Zugang zu Maria. Eine ökumenische Mariologie müsste dann die Bedeutung für das Leben eines jeden Christen hervorheben. Die Bedeutung wäre im *Typos-Charakter* Mariens zu sehen, der etwa folgende Merkmale aufweisen würde, ohne sie hier ausführen zu können: Maria als Typos des glaubenden Christen; Maria als Typos des offenen und verfügbaren Christen; Maria als Typos der selbstbewussten Frau (ihre Stärke, ihre Erwählung, ihre Sendung) und Maria als Urbild der Armen (als Symbol für die im Magnifikat gepriesene Befreiung der Armen). Wenn nun ein Christ nach dem Vorbild Mariens lebt und handelt, dann ist das Marienlob bzw. Marienverehrung im ursprünglichsten Sinn. Es wäre ein Marienlob durch das echte und engagierte Christsein. Und erst auf diesem Hintergrund bekämen auch die Gebete, Gesänge und Lieder ihren Stellenwert. Eine auf Christus bezogene und von ihm her verstandene Marienverehrung würde dann zum verbalen Ausdruck der Marienverehrung durch das Christsein. In diese Richtung weist Eberhard Zellweger, der den katholischen Weg «durch Maria zu Christus» umkehrt zu einem «zu Maria durch Jesus Christus», denn Christus ist der Mittler, nicht nur zu Gott, sondern auch zu den Menschen. Zell-

weger fragt sich: Könnten wir nicht durch *ihn* zu einer natürlichen und unverkrampften Beziehung mit seiner Mutter gelangen?⁵² «Si les protestants trouvent par Christ un nouvel accès à sa mère, cette dernière approfondira et enrichera par son témoignage notre relation avec son fils.»⁵³

Schlussfolgerungen

Es muss klar betont werden, dass die *Einheit* der Christen nicht durch die Einheit in der Mariologie hergestellt werden kann, sondern nur «durch den Glauben an den, der das Haupt der Kirche und der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen ist»⁵⁴. Dennoch ist die Mariologie und in der Folge die Marienverehrung ein nicht unbedeutendes Hindernis auf dem Weg zu dieser Einheit. Um aber dieses Hindernis angehen und überschreiten zu können, ist es – mit Augustin Kardinal Bea gesprochen – «notwendig, die katholische Mariologie, wie sie durch die Jahrhunderte überliefert und sich Schritt für Schritt entwickelt hat, zu kennen und auch die legitime und reiche Fülle der Marienverehrung zu beachten, wie sie in den verschiedenen Ländern und Zeiten entstanden»⁵⁵. Doch gleich fügt er hinzu: «Aber man muss auch ihre Schwäche, ihre Übertreibungen, ihre Abweichungen, ihre Missverständnisse, wenn nicht gar ihre Verfehlungen kennen, die hier wie überall infolge der menschlichen Schwäche vorkommen können.»⁵⁶

Es geht letztlich um die zentrale Frage: Wie lassen sich echte innige Marienverehrung und eine solide Mariologie mit ökumenischem Engagement um die Einheit der Christen verbinden?⁵⁷

Wir haben gesehen, dass das Marienlob auch in den reformatorischen Kirchen nie

ganz verstummt ist. Ob wir Maria anrufen oder sie «nur» loben, ist eigentlich nicht entscheidend. Für die Ökumene scheint es mir wichtig zu sein, dass Maria überhaupt wieder ins Blickfeld der Theologie gerückt und ernsthaft an die Erarbeitung einer ökumenischen Mariologie herangegangen wird. Maria muss keinesfalls ein Hindernis für die Ökumene bleiben. Vielmehr kann eine biblisch fundierte Mariologie und damit eine gesunde Marienverehrung⁵⁸ den katholischen und reformierten Christen die Augen öffnen für eine tiefere Schau des Christus-Mysteriums.

Anton Thaler

⁴⁹ J. Ratzinger, H. U. von Balthasar, *Maria – Kirche im Ursprung*, Freiburg 1980, 30.

⁵⁰ A. Müller, *Ecclesia – Maria. Die Einheit Marias und der Kirche*, (Paradosis V), Freiburg (Schweiz) 1955, 239.

⁵¹ M. Thurian, *Maria*, 77.

⁵² Vgl. E. Zellweger, *La Mère de Jésus-Christ et la communion des saints dans la liturgie*, in: *Conférences Saint-Serge XXXII Semaine d'études liturgiques Paris*, 25–28 juin 1985, éd. par A. M. Triacca et A. Pistoia, Roma 1986, 357.

⁵³ Ebd. 359.

⁵⁴ H. Düfel, *Luthers Stellung zur Marienverehrung*, Göttingen 1968, 279.

⁵⁵ A. Bea, *Mariologie. Marianische Frömmigkeit und ökumenischer Geist*, in: *StZ* 174 (64) 321–330, 329.

⁵⁶ Ebd. 329 f.

⁵⁷ Vgl. ebd. 322.

⁵⁸ Das apostolische Schreiben «*Marialis cultu*» von Papst Paul VI. vom 2. 2. 1974 handelt ausführlich über die rechte Weise der Marienverehrung. Diese muss ausgerichtet sein auf die Dreifaltigkeit, Christus und die Kirche. Sie muss auf biblischer Grundlage stehen und damit ökumenisch tragbar sein. Sie darf auch die besonderen anthropologischen Akzente der Gegenwart nicht ausser acht lassen.

Weltkirche

Die Bischofssynode zur Laienfrage

Von der Buss- zur Laiensynode

«Haben die letzten Bischofssynoden überhaupt etwas bewirkt?» Auf diese skeptische Frage eines deutschen Kollegen gibt es eine positive Antwort, wenigstens was die Synode von 1983 über Busse und Versöhnung betrifft. Denn bevor die zurzeit in Rom tagende siebte ordentliche Bischofssynode sich ihrem Thema – den Laien – zuwandte, wurde sie über die Aufnahme orientiert, die

das päpstliche Schreiben «*Reconciliatio et Paenitentia*» fand. Das Dokument, das Johannes Paul II. aufgrund der Ergebnisse jener Synode verfasste, sei «von geistlicher und weltlicher Seite sehr gut» aufgenommen worden. Es gelte als «sehr inhaltsreich und von grosser pastoraler Bedeutung».

So wusste am 2. Oktober der Relator zu berichten, der sich auf die Antworten von 50 Bischofskonferenzen abstützte. Hätten die restlichen zwei Drittel der Konferenzen, die nicht antworteten, ähnlich Erfreuliches zu berichten gewusst?

Zu- und Abnahme der Beichten

Aus den vorliegenden Antworten geht hervor, dass in einigen Gegenden der Welt wieder mehr gebeichtet wird, vor allem vor den grossen kirchlichen Festen und bei Wallfahrten. Besonders die gemeinsamen

Bussfeiern mit anschliessender Einzelbeichte hätten zur Wertschätzung des Beichtsakramentes beigetragen. Wie übrigens ein koreanischer Bischof nach der Relatio feststellte, geraten die Priester wegen der neuen, verhältnismässig langen Absolutionsformel bei solchen Gelegenheiten in Zeitnot. Er fragte sich, ob man nicht zum früheren «Ego te absolvo . . .» zurückkehren sollte.

In andern Weltgegenden aber, so hiess es weiter, hätte die Zahl der Beichten abgenommen. Als Gründe wurden angeführt «die Verweltlichung und der Hedonismus, welche an vielen Orten die religiöse Praxis zerstört haben». Ebenfalls sei der Begriff der Sünde, vor allem in ihrer persönlichen Dimension, verlorengegangen. Zudem suchten manche Gläubige die Versöhnung mit Gott ohne Vermittlung der Kirche.

Immerhin wird in der Relatio nicht übersehen, dass vielerorts zwar die Quantität der Beichten abgenommen, ihre Qualität jedoch zugenommen hat. Dies unterstrich auch der Münchner Kardinal Friedrich Wetter in der anschliessenden Ausspracherunde.

Eine bessere Hinführung der Kinder zur Beichte, eine ernsthaftere Busspastoral unter den Jugendlichen und eine «rééducation» der Erwachsenen zur Beichte sowie eine gründlichere Aus- und Weiterbildung der Beichtväter waren die Postulate der Relatio zur Überwindung der Beichtkrise. Ähnliches war während der Synode von 1983 in Rom zu hören gewesen.

Schliesslich fragten sich einige Bischöfe, wie eine öftere Beichte möglich sei, wenn in abgelegenen Gegenden der Dritten Welt der Priester nur ein oder zwei Mal pro Jahr in die Gemeinde kommen kann. Mehrere Bischofskonferenzen verlangten wohl gerade auf diesem Hintergrund, die Voraussetzungen zur Generalabsolution (vgl. CIC 961) sollten geklärt werden.

Schwerpunkte

Am Abend des 2. Oktobers war es dann soweit: die 231 Väter der siebten Synode konnten ihr Thema in Angriff nehmen, das offiziell lautet «Auftrag und Sendung der Laien in Kirche und Welt». Kardinal Hyacinthe Thiandoum, Erzbischof von Dakar, hatte als Relator das Wort. Nachdem der Papst in seiner Eröffnungspredigt an nicht weniger als fünf Stellen vom «Volk Gottes» gesprochen hatte, wurde auch hier betont, alle Getauften bildeten «ein einziges Volk Gottes». Weiter meinte der Kardinal, die Gemeinschaft der Gläubigen sei nicht nur Aufgabe der Hierarchie. Sie schliesse auch die Laien ein, die mitverantwortlich («in solido») für die kirchlichen Entscheidungen seien. Dies betreffe vor allem auch Seelsorge- und Diözesanräte sowie Syno-

den. Die Kirche könne nur dann ein Zeichen Christi in der Welt sein, wenn Laien und Priester vereint seien.

Thiandoum skizzierte dann vier Fragenbereiche, die von der Synode näher behandelt werden sollten. Als erstes nannte er den Auftrag, die Welt aus christlichem Geist heraus zu verwandeln. Obwohl es sich hier primär um eine Aufgabe der Laien handle, seien die Priester davon nicht ausgeschlossen. Einerseits dürften die Hirten der Kirche die Gläubigen nicht mit Einzelanweisungen bevormunden, andererseits müssten die Laien der Lehre der kirchlichen Amtsträger grosse Beachtung schenken.

Der zweite Punkt des Problemkatalogs, der allgemein auf Zustimmung stösst, betrifft die Verbände von Laien, die in den letzten Jahren auf Weltebene und in allen Schichten der Christen eine Blüte erreicht haben. Der Kardinal hat hier wahrscheinlich vor allem die neueren «spirituellen Bewegungen» vor Augen. Die Hierarchie dürfe sie in ihrem Wachstum nicht einschränken, müsse aber ihre Hirtenaufgabe auch auf diesem Gebiet wahrnehmen (wohl im Sinne einer Unterscheidung der Geister).

Als weiteren Schwerpunkt der Diskussion schlägt Thiandoum die Ämterfrage vor. Immer mehr würden Laien Ämter ausüben, die zwar nicht mit einer Weihe verbunden seien, jedoch bestimmte kirchliche Dienste umfassten. Konkret gehe es besonders um die Frage, wie weit die Seelsorge den Hirten vorbehalten sei.

Der letzte Punkt betrifft die Berufung und Sendung der Frau in der Kirche und in der Welt. Es gehe hier um ein «heisses Eisen», das fast alle Bischofskonferenzen der Welt zur Behandlung vorgeschlagen haben. Die gleiche Würde der Frau sei anzuerkennen und Diskriminierung auszumerzen. Das Thema müsse «mit entsprechender Achtung vor der Tradition» angegangen werden.

Gesucht: «heilige Priester»

Nach dieser einleitenden Relatio hatten bereits einige der 60 Laien das Wort, die als «Auditores» in der Synodenaula anwesend sind und die im weiteren Verlauf der Beratungen noch drei weitere Redeblöcke bestreiten dürfen. Sie orientierten über die sogenannte «Laienbefragung», die im Mai in Rocca di Papa stattgefunden hatte. Aus den zum Teil recht langen Berichten sei hier bloss ein Satz herausgegriffen: «Wir brauchen mehr Priester, aber heilige Priester, die Seite an Seite mit den Laien arbeiten können, ohne dabei ihre Rolle als Leiter der Seelsorge zu verleugnen.»

An diesem Samstag der ersten Woche konnten dann bereits sieben Bischöfe ihre (achtminütigen) Voten abgeben. Darunter war auch der aus dem Unterwallis stam-

Weihbischof Gabriel Bullet an die Bischofssynode

1. Die Beteiligung der Laien – Männer und Frauen – an den Entscheidungen innerhalb der Kirche muss aufmerksam geprüft werden, damit sowohl die in der Taufe und Firmung verwurzelte Mitverantwortung der Laien als auch die Sendung zur Einheit und Treue des Lehramtes in der Vermittlung des Glaubens respektiert werden. Die Begriffe der Beratung und Entscheidung scheinen das der Kirche eigene Mysterium nicht zu respektieren. Müssen sie nicht durch die Forschung, im Dialog, durch einen Konsens übergangen werden? Im Zusammenhang mit dieser Frage müsste der Begriff «Sinn der Gläubigen» oder «Sinn des Glaubens» vertieft werden, ein Begriff, der zu oft als rein passiv betrachtet wird, das heisst als die Bereitschaft, die Entscheidungen des Lehramtes abzuwarten. Diese Frage ist aus ökumenischer Sicht wichtig.

2. Der durch kanonisches Recht (Kan. 230, Par. 1) bestimmte Ausschluss der Frauen vom Amt des Lektors und Messgehilfen stellt eine wirkliche Diskriminierung dar, die im Gegensatz zu der formellen Erklärung des Instrumentum laboris steht. Innerhalb der Mission der Laien muss jegliche Diskriminierung zwischen Männern – Frauen, Kindern – Erwachsenen, Verheirateten – Ledigen, Kranken – Gesunden ausgeschlossen sein.

3. Zunächst muss von der kirchlichen Gemeinschaft, von der gemeinsamen Mission und Berufung gesprochen werden, vor allem um die besonderen Aufgaben jedes einzelnen zu präzisieren. Die Trennung zwischen Kirche – Priester/Laien – Welt muss sorgfältig vermieden werden. Das heisst, Engagement der Laien in der Kirche darf nicht zu Lasten ihres Engagements in der Welt gehen. Es ist dringend notwendig, dass die Laien ein immer wacheres Bewusstsein ihrer Mission in der Welt (soziopolitisch, ökonomisch, Medien) gewinnen und dass sie in der Kirche Orte finden, wie sie ihren Glauben vertiefen können. Die Präsenz in der Welt der Kirche muss als Dienst, nicht als Machtgewinn gesehen werden.

Aus dem Französischen übersetzt

mende Kapuziner Gabriel Belet, der die Bischofskonferenz des Tschad vertritt. Er schilderte die Auswirkungen des Bürgerkrieges, der vom Januar 1979 bis Dezember 1986 jenes Gebiet heimsuchte, in dem 90 Prozent der Christen des Landes leben. Da die zumeist ausländischen Priester und Ordensschwestern in ihrer Tätigkeit eingeschränkt waren, mussten die Laien grössere Verantwortung übernehmen. Der Bischof von Moundou fügte dieser Beschreibung die Worte «Glückliche Entklerikalisierung!» hinzu. Bischof Balet schloss mit der Frage: «Wie können wir das Versprechen halten, das die Kirche den Katechumenen bei der Zulassung zur Taufe gibt, dass sie ihnen die «Mittel zum Heil» sichern werde? Tatsache ist, dass die Mehrheit der Gemeinschaften nur ein oder zweimal im Jahr Eucharistie und Versöhnung feiert.»

Macht oder Dienst?

Bereits seit dem Konzil sind die Pressegespräche Tradition, zu denen jeweils die Bischöfe der Bundesrepublik in den

Erste Zwischenbilanz

Nachdem die Teilnehmer der siebten ordentlichen Bischofssynode eine Woche lang Voten an Voten aneinandergereiht haben, liegen Dutzende oder Hunderte von Themen auf dem Tisch. Doch schon in den ersten Tagen zeichneten sich einige «Hits» ab, die vor den geduldig zuhörenden Synodalen noch und noch wiederholt wurden. Neben der «communio» als Denkansatz ist dies vor allem die Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft.

Weg vom Schlachtfeld

«Wenn man die Beziehungen zwischen Priestern und Laien darstellen will, gerät man leicht auf ein Schlachtfeld. Wir kommen nur davon weg, wenn wir uns an die Stelle begeben, wo Priester und Laien ohne Unterschied Glieder der Kirche sind. Dies ist die Taufe.» Erzbischof Robert Coffy von Marseille drückte damit prägnant aus, was unzählige seiner Kollegen betont hatten. Viele wiesen in diesem Zusammenhang auf den Ansatz der «communio» hin, wie er während der ausserordentlichen Bischofssynode 20 Jahre nach dem Konzil skizziert worden war. Sie zeigten sich davon überzeugt, dass der Gedanke von der Kirche als Gemeinschaft oder «Volk Gottes» die verhängnisvolle Aufspaltung in eine kirchliche Zweiklassengesellschaft überwinden kann.

Wie wenig diese theologischen Ansätze in der Praxis zum Tragen kommen, sprachen

Campo Santo Teutonico einladen. Beim ersten dieser während der Synode wöchentlich stattfindenden Treffen konnten die Gastgeber einige Akzente setzen, die ihnen bei der Behandlung der Laienfrage wichtig erscheinen. So warnte der junge Freiburger Weihbischof Paul Friedrich Wehrle vor einem zu starken Kreisen um innerkirchliche Fragen. Der Dienst der Kirche an der Welt – die Hilfe zum Gelingen des menschlichen Lebens – dürfe nicht zu kurz kommen.

Der Aachener Bischof Klaus Hemmerle meinte, aus der Sicht der Bundesrepublik müsste die Synode die Autonomie dreier Gemeinschaftsformen sichern, die im Laiensektor einander ergänzende Kräfte seien; nämlich die Verbände, die Basisgemeinschaften und die neuen geistlichen Bewegungen.

Als die Rede auf die Macht der Hierarchie kam, die oft nur verbal ein «Dienst» sei, reagierte der Münchner Kardinal Friedrich Wetter ziemlich ungehalten: «Christus hat der Kirche das geistliche Amt eingestiftet, ob wir es gern haben oder nicht.»

chen manche Bischöfe unverblümt aus. Die Laien seien «infantil» geblieben (oder wohl besser: «gehalten worden»), hiess es in einer spanischen Intervention. Ein afrikanischer Bischof beklagte sich, viele Laien kämen begeistert von Kursen und Seminarien zurück, würden aber von Priestern und Ordensleuten daran gehindert, das Gelernte in der kirchlichen Mitarbeit anzuwenden. Ein Vorwurf, der übrigens auch schon in der Schweiz zu hören war...

Bekanntlich war das erste Vorbereitungspapier der Synode, die sogenannten «Lineamenta», noch weitgehend geprägt von einem Dualismus zwischen Weltendienst (der Laien) und Heildienst (des Klerus). Nicht wenige Votanten distanzieren sich von dieser Sicht. So meinte beispielsweise der aus der Schweiz stammende Delegierte der Bischöfe von Zimbabwe, Heinrich Ernst Karlen: «Wegen der gemeinsamen Sendung müssen Priester und Laien eng zusammenarbeiten. Es gibt keinen Gegensatz in der Sendung, als ob die Kirche den Klerikern und die Welt den Laien anvertraut wäre, wenn auch das Apostolat der Laien einen gewissen weltlichen Charakter hat.»

Der Vertreter der Schweizer Bischofskonferenz, Weihbischof Gabriel Bullet, wollte einen andern Gegensatz überwunden wissen: jenen zwischen Beratung und Entscheidung. Diese Begriffe scheinen ihm «das der Kirche eigene Mysterium nicht zu respektieren». Müssten sie nicht durch Dialog und Consensus ersetzt werden?

Frauenverbände an die Bischofssynode

An das Sekretariat der Bischofssynode in Rom

Die Präsidien der katholischen Frauenverbände Österreichs (KFBÖ), der Bundesrepublik Deutschland (kfd), der Schweiz (FMG) und Südtirols, mit insgesamt ca. 2 Mio. Mitgliedern, haben sich in gemeinsamer Tagung vom 2. bis 6. Oktober 1987 in Wiener Neustadt mit der Situation der Frauen in der Dritten Welt und den Fragen der Entwicklungshilfe befasst.

Da sich zur selben Zeit die in Rom tagende Bischofssynode mit dem Thema «Berufung und Sendung des Laien in Kirche und Welt» beschäftigt, bitten wir die Bischöfe dringend, sich der besonderen Situation der Frauen in aller Welt bewusst zu sein. Frauen erwarten, dass sie in der Kirche als gleichwertige und gleichberechtigte Partnerinnen anerkannt werden und alle ihre Fähigkeiten und Begabungen einbringen können. Nur im gemeinsamen Dialog kann ein Weg in eine für alle Menschen hoffnungsvolle Zukunft gelingen.

Es ist unübersehbar, dass vielen Frauen Hoffnung und Geduld schwinden, weil sie die Begrenzung ihrer Berufung und Sendung in der Kirche nicht länger hinnehmen wollen und deshalb die Kirche verlassen. In gemeinsamer Sorge beten wir um den Beistand des Heiligen Geistes für Ihre Beratungen.

Wiener Neustadt, 6. Oktober 1987

Die Präsidentinnen:

Dr. *Inge Loidl*, Kath. Frauenbewegung Österreichs

Irmgard Jalowy, Kath. Frauengemeinschaft Deutschlands

Carla Siegen, Kath. Frauen- und Müttergemeinschaft der Schweiz

Rosmarie Mumelter, Kath. Frauenbewegung Bozen und Brixen

Ratzingers Unterscheidungen

Bei vielen Voten hatte man den Eindruck, sie jonglierten mit vagen theologischen Begriffen, die niemandem weh tun und niemandem etwas bringen. Manche Interventionen, die sich bekanntlich auf acht Minuten beschränken müssen und nachher unbarmherzig gestoppt werden, hatten den Charakter von Predigten. Daneben aber gab

es präzise und brillante theologische Voten. Dazu zählen manche Beobachter jenes von Kardinal Joseph Ratzinger. Er fasste sein auf lateinisch gehaltenes Votum selber für das Pressebulletin auf deutsch zusammen. Wir dokumentieren hier diese authentische Zusammenfassung im Wortlaut:

«Der Beitrag versucht, den Begriff des Laien zu klären, indem er vier Bedeutungsebenen unterscheidet. Beim klassisch-theologischen Begriff, der «Kleriker» und «Laien» unterscheidet, ist zu beachten, dass «Priester» ein Beziehungsbegriff ist: *Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ* (Augustinus). Der Priester ist wesentlich durch seine von Christus getragene Beziehung zur Gemeinde definiert; der Laie nicht ebenso durch seine Beziehung zum Priester, sondern durch eine Reihe weiterer Beziehungen.

Die zweite Bedeutungsebene ist die soziologisch-funktionale. Wer beruflich eine Funktion auf Dauer in der Kirche bekleidet, ist in *diesem* Sinn kein Laie. Seine besonderen Probleme der Kirche gegenüber dürfen nicht als Probleme des Laien überhaupt dargestellt werden.

Die dritte Bedeutungsebene betrifft die spirituellen Lebensgestalten. Franz von Sales hat darauf hingewiesen, dass es nicht eine uniforme Spiritualität des Christen überhaupt oder des Laien überhaupt, sondern viele spirituelle Formen gibt. In diesem Betracht ist niemand einfach und nur «Laien». Heute drücken sich die vielen spirituellen Wege besonders in den verschiedenen geistlichen Bewegungen aus, in denen der Ort des Laien in der Kirche konkret wird.

Die vierte Bedeutungsebene ist historisch und eschatologisch. Weder soll die Kirche Welt noch die Welt Kirche werden; alle Christen aber sollen Kirche und Welt auf das Kommen von Gottes Reich bereiten.»

Diskriminierte Frauen

Noch deutlicher als die Diskriminierung der Laien allgemein wurde von einigen Bischöfen diejenige der Frauen in aller Offenheit zugegeben. Erstaunlicherweise stammen sie aus praktisch allen Gegenden der Welt. Zuerst eine europäische Stimme: Kardinal Albert Decourtray, Erzbischof von Lyon, meinte, zwar würden sich viele Frauen in der Kirche wohl fühlen. Doch würden auch viele «wegen Mangel an wirklicher Achtung seitens ihrer Hirten leiden. Unser Reden in Seelsorge und Theologie über die gleiche Würde der Geschlechter wird zuweilen von unserem Benehmen Lügen gestraft.»

Einer seiner geographischen Antipoden, der Neuseeländer Edward R. Gaines, zählt gleich eine ganze Liste von Diskriminierungen der Frau auf. Die liturgische Sprache

schlüsse die Frauen aus. Alleinstehende und Geschiedene hätten es mit ihrer Kirche schwer. Frauen würden beim Abfassen der Kirchengesetze nicht befragt, müssten diese aber halten. Und schliesslich: «Frauen haben das Gefühl, dass manche Pfarrer Mühe haben, ihnen zu erlauben, Dienste in der Kirche zu übernehmen.»

Ein drittes Beispiel, das zeigt, wie das Problem der Frauendiskriminierung in allen Weltgegenden wahrgenommen wird, lässt auch erahnen, wie unterschiedlich die kulturell bedingten Sprachstile in der Kirche sein können. Der mexikanische Bischof Rafaelo Munoz Nunez sagte: «Die Frau ist das lebenswürdige und süsse Gesicht der Kirche, die ihre Jungfräulichkeit und ihre fruchtbare Mütterlichkeit am besten lebt und weitergibt. Aus dieser Quelle hat die immerwährende Kirche Energie, Ansporn, Zuneigung, Eifer und Dynamismus empfangen. Trotzdem wurde der Frau noch nicht gestattet, ihre gesamte Tätigkeit des Gebens und Erfüllens zu entwickeln.»

Eine Nuntia?

Die Vorschläge zur Aufwertung der Frau in der Kirche waren teils zaghaft-unverbindlich, teils recht weitgehend und konkret. Wahrscheinlich am weitesten ging der Erzbischof von Milwaukee, USA, Rembert G. Weakland. Nachdem er festgehalten hatte, die Frauen möchten so behandelt werden wie Jesus sie behandelte – mit Vertrauen und Respekt –, nannte er als Massnahmen, die sofort (!) zu ergreifen wären, unter anderem: «Zulassung von Frauen und Männern zu allen liturgischen Aufgaben, die nicht die Ordination voraussetzen; Zugang der gesamten Laienschaft zu direkten und administrativen Ämtern innerhalb der Diözese, der römischen Kurie und des diplomatischen Korps.» Im Klartext wird hier also eine «Nuntia» gefordert...

Überraschend selten ist die Forderung anzutreffen, Frauen sollten wie in der frühen Kirche zum Diakonennam zugewiesen werden. Und nur ganz am Rand kam die Priesterweihe der Frau zur Sprache. Der Antillen-Bischof Donald J. Reece etwa meinte, diese Frage müsse, «obwohl sie zweitrangig ist, genauer studiert werden». Der argentinische Kardinal Raul Primatesta hingegen, dessen holzschnittartige konservative Theologie schon an früheren Synoden auffiel, warnte vor der Gefahr einer «geweihten Frauen-Hierarchie». Das Problem müsste «mit der Unterstreichung der ausdrücklich theologischen Gründe in dem unveränderbaren Magisterium der Kirche im Lauf der Zeit» betrachtet werden. Es sei daran zu erinnern, dass das Magisterium in der Kirche eine «nicht ersetzbare Funktion» habe. *Walter Ludin*

Kirche Schweiz

Sonntägliche Gottesdienstordnungen überprüfen

Eine bessere Koordinierung und Verteilung der sonntäglichen Eucharistiefiern in einer Region ist notwendig. In absehbarer Zeit sollen deshalb in allen deutschsprachigen Dekanaten der Diözese Basel die sonntäglichen Gottesdienstordnungen aller Pfarreien und fremdsprachigen Missionen in dieser Hinsicht überprüft werden. Ein erster Erfahrungsaustausch über die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten, pastoralen Chancen und Lösungen wird im Januar 1988 anlässlich der ordentlichen Dekanatenkonferenz stattfinden.

Das war das Hauptergebnis der Beratungen der Bistumsleitung und der Dekane des deutschsprachigen Teils der Diözese Basel anlässlich des Studenttags vom 24. September 1987 über die Richtlinien «Sonntägliche Gottesdienste ohne Priester», welche die DOK vor kurzem veröffentlicht hat. Dr. Kurt Koch, Luzern, führte in die «theologischen Hintergründe des pastoralen Problems «sonntägliche Gottesdienste ohne Priester» ein. Er beleuchtete die «gegenwärtigen ekklesiopraktischen Probleme» und die «sakramententheologischen Fragen» (sein Referat wird in der SKZ in absehbarer Zeit veröffentlicht werden). Bischofsvikar Dr. Max Hofer gab Impulse zu «pastoralen Chancen und Aufgaben auf der Ebene des Dekanates».

Pastorale Not an der Wurzel anpacken

Die Richtlinien der DOK betreffen eine Notsituation, die Notlösungen erfordert. Notsituationen vermögen «Probleme ins kirchliche Bewusstsein zu rufen, die bereits vor ihnen vorhanden waren, aber kaum wahrgenommen wurden. Darin liegt trotz aller Not eine ungemein grosse Chance, die es entschieden zu ergreifen gilt» (Kurt Koch). Der Priestermangel führt zur Notsituation: Es können nicht mehr in jeder Pfarrei und fremdsprachigen Mission sonntägliche Eucharistiefiern in der bisher gewohnten Anzahl angesetzt werden. Dadurch kommen zwei schon lange bestehende Probleme deutlich zum Vorschein:

- Die notwendige Stärkung der Solidarität und Mitverantwortung von Pfarreien und Seelsorgern für die Nachbarpfarreien und für die pastoralen Aufgaben auf Dekanats- und Bistumsebene.

- Die gelegentlich aufscheinende Meinung, in der eigenen Pfarrei einen möglichst

gut ausgebauten «gottesdienstlichen Service» weiterhin aufrechterhalten zu müssen.

Aufgrund der theologisch indispensable Norm ist grundsätzlich für jede Gemeinde eine sonntägliche Eucharistiefeier zu ermöglichen. Dies ist zunächst und in erster Linie durch eine Überprüfung der Gottesdienstordnungen auf der Ebene der Dekanate zu erreichen. Das wird voraussichtlich in vielen Dekanaten dazu führen, dass einzelne Pfarreien und fremdsprachige Missionen auf eine ihrer bisher üblichen Eucharistiefeiern verzichten müssen zugunsten einer andern Gemeinde, in der kein Priester mehr Wohnsitz hat. Eine Reduzierung und eine bessere Koordinierung der sonntäglichen Eucharistiefeiern scheint durchaus möglich. So ist in den letzten Jahrzehnten in den allermeisten Pfarreien die Anzahl der sonntäglichen Eucharistiefeiern spürbar vermehrt worden (unter anderem durch Samstagabend-Messen), die Anzahl der Gläubigen, welche diese Gottesdienste mitfeiern, hat aber im gleichen Zeitraum vielerorts spürbar abgenommen.

Auf dem Weg von einer «Service-Kirche» zu einer «selbstverantwortlichen Kirche» werden sich infolge des Priestermangels Seelsorger und Glaubende fragen lassen müssen, ob sie wirklich nur gerade so viele Eucharistiefeiern in ihrer Gemeinde angesetzt haben, als es von den Bedürfnissen einer wirklich lebendigen Gottesdienstgemeinde her notwendig ist. Wenn jetzt jede sonntägliche Eucharistiefeier, die infolge Priestermangels nicht mehr sichergestellt werden kann, einfachhin durch einen Wortgottesdienst ersetzt würde, besteht berechtigterweise die grosse Gefahr, «nur die Symptome zu bekämpfen und damit blosses <Treupel-Pastoral> zu betreiben, die sich gleichsam nur noch auf das <Fieber> der Not konzentriert, statt der Not an die Wurzel zu gehen» (Kurt Koch).

Ein Zeichen der Solidarität zwischen Seelsorgern und Gemeinden

Die sonntäglichen Gottesdienstordnungen überprüfen ist eine anspruchsvolle Aufgabe, besonders auch für die Seelsorger. Sie betrifft auch jene Pfarreien, die noch nicht unter dem Priestermangel leiden. Bischof Otto Wüst sieht in der Lösung dieser Aufgabe vor allem ein Zeichen der Solidarität: «Solidarität zwischen den Parreien, im Dekanat, in der Diözese gehört zur *communio*, zum Austausch von Gaben. Solidarität ist ein wesentliches Element der Gemeinschaft der Kirche. Gerade das Wachsen der Solidarität kann zur Chance werden, unsere Gemeinden lebendiger zu machen.»

Max Hofer

Berichte

«Alle bauen mit»

«Alle bauen mit» ist nicht nur das Leitwort des von Missio getragenen Weltmissionssonntags, sondern auch des KEM-Adventsaufrufs, der Missionstage der Kooperation Evangelischer Kirchen und Missionen¹. Die beiden Missionswerke konnten deshalb letzte Woche nicht nur gemeinsam, sondern mit einem gemeinsamen Leitgedanken an die Öffentlichkeit treten. Diese reformiert-katholische Zusammenarbeit konkretisiert gleichzeitig eine Dimension des Leitwortes, das KEM in der Form des afrikanischen Sprichwortes «Ein Dach trägt niemand allein» verwendet. Diese Zusammenarbeit hat vor wenigen Jahren begonnen und soll noch verstärkt werden, wie KEM-Zentralsekretär Hanns Walter Huppenbauer bestätigte. KEM und Missio würden auch neue Wege suchen, um noch mehr gemeinsam tun zu können: gemeinsam planen, gemeinsam theologische Arbeit tun, gemeinsame Gottesdienstentwürfe erarbeiten; hier hätten sich aber auch bereits schmerzliche Grenzen des Miteinanders gezeigt. Diese Zusammenarbeit hat aber bereits zu viel Gemeinsamkeit geführt: neben dem gemeinsamen Leitwort dieses Jahr auch zu einer gemeinsamen Ausgabe der Kinderzeitschriften Jumi und AJO.

«Alle bauen mit», «Ein Dach trägt niemand allein» ist für Hanns Walter Huppenbauer ein Bild für die Kirche wie für die Mission. Aus reformierter Sicht heisst das: Während Mission früher eine Sache frommer Kreise und am Rande der Kirche war, ist Mission heute erklärermassen Sache der Kirche, sind die Kirchen darin einbezogen – in der Schweiz wie in der Dritten Welt. Mission wird dabei als eine Form der Partnerschaft von Christen und Kirchen verstanden, als eine Bewegung hin und her und also nicht mehr als eine einseitige Bewegung von Westeuropa in die südliche Hemisphäre. Die KEM-Unterlagen stellen die Bedeutung der Ausbildung für den Dienst in der Gemeinde dieses Jahr besonders heraus. Das bedeute aber nicht, dass Ausbildungsprogramme zu Lasten anderer Projekte unterstützt werden sollen. Unterstützt werden kann letztlich aber nur entsprechend dem Spendenaufkommen. Für KEM bedeutet das jeweils, im letzten Vierteljahr die Hälfte des Finanzbedarfes aufzubringen.

Aus der Sicht von Missio ergänzte Erich C. Bader mit einem nachdrücklichen Plädoyer für die multilaterale Verwendung der Kollekte des Weltmissionssonntags: Das heisst, dass die Kollekte vollumfänglich

Missio zugute komme und nicht einem einzelnen Projekt oder einer einzelnen Stelle, die dann dennoch von der weltweiten Missio-Kollekte und damit zweimal ihren Nutzen hätten.

Um die Vielfalt der Missionsarbeit anschaulich zu machen, laden KEM und Missio jeweils einen Gast ein. Diesmal kam Sr. Emmanuelle Cinquin, die «Mutter der Müllmenschen» von Kairo. Sie erzählte von ihrem Einsatz für die «Müllmenschen» und vor allem von ihrer Motivation. Ihre Arbeit ist für sie «ein Hand in Hand mit den Brüdern und Schwestern Christus, der die Liebe ist, Entgegengehen». An die westliche Welt appellierte sie für Gerechtigkeit als Zeichen des Menschseins: Ein Tier teilt nicht, der Mensch hingegen teilt in Gerechtigkeit.

Für Hanns Walter Huppenbauer ist der Einsatz von Sr. Emmanuelle ein Zeichen der Solidarität, des Kampfes für Gerechtigkeit, ein Zeichen der Liebe und Hoffnung, deren Quelle Jesus Christus ist. KEM und Missio würden dazu aufrufen, solche Zeichen zu setzen, weil dazu alle Menschen mithelfen könnten. *Rolf Weibel*

¹ Seit 1968 vereinigt die KEM die evangelischen Landeskirchen der italienisch, romanisch und deutsch sprechenden Schweiz sowie sieben missionarische Werke: die Basler Mission, die CEVAA (Communauté Evangélique d'Action Apostolique), die Evangelische Mission im Kwango, die Schweizerische Evangelische Nil-land-Mission, die Mission der Brüdergemeine, die Schweizerische Ostasien-Mission, die Südafrika-Mission.

«Ich – die Firmung und die Gemeinde»

Die Firmung in einer gemeindetheologischen Perspektive zu sehen und mit der Firmvorbereitung gemeindekatechetisch anzusetzen, darauf kommt es im wesentlichen an; das Firmalter ist demgegenüber eine nachgeordnete Frage. Auf diese Aussagen lief das diesjährige Seminar «Jugend + Gemeindeliturgie» hinaus, zu dessen Schlussrunde die kirchliche Presse eingeladen wurde, um einen unmittelbaren Eindruck vom Seminar gewinnen und seine Anliegen dementsprechend in die Öffentlichkeit tragen zu können.¹

Der rote Faden: Der Jugendliche in der Gemeinde

In einem ersten Durchgang hielten Mitglieder des Seminarteams 1987 einen Rückblick auf die Stationen des Seminars. Die Firmung als ein Schritt zur lebendigen Gemeinde, war das Grundanliegen des Seminars, hielt Karl Kirchhofer einführend fest.

¹ Im folgenden berichten wir ausschliesslich über diese Schlussrunde; das Thema selber wird uns weiterhin beschäftigen.

Für Josef Annen sind die folgenden Zusammenhänge zwischen *Gemeinde und Firmung* wichtig: 1. Als Hintergrund die veränderte Stellung der Kirche in der Gesellschaft, das heisst die Übergangssituation «zwischen Volkskirche und Gemeindekirche», nicht mehr Volkskirche, aber auch noch nicht Gemeindekirche. 2. Als Situation eine veränderte pastorale Situation («missionarische Situation der Kirche Schweiz»). Was der Gemeinde im volkswirtschaftlichen Rahmen gelungen ist, die Kinder in ein erwachsenes Glaubensleben hinüberzuführen, gelingt heute immer weniger. Die drängende Frage ist deshalb, wie Jugendliche und jugendliche Erwachsene zu einer lebendigen Glaubenspraxis geführt werden können. Eine veränderte Firmpraxis könnte ein Schlüssel dazu sein. 3. Das Firmalter ist in dieser Situation unter den Aspekten Entscheidung und Mündigkeit zu überdenken. Entscheidender als die Frage nach dem rechten Firmalter ist aber die Frage nach der lebendigen Gemeindeführung, also 4. Die Praxis der Gemeinde als Voraussetzung für die Firmung. Die Praxis der Gemeinde müsste so sein, dass die Gemeinde erstens «Ort der Erfahrung des Geistes» und zweitens «Ort der Benennbarkeit des Geistes oder: Erzählgemeinschaft im Glauben» wird: es muss in ihr wenigstens anfanghaft etwas von diesem Geist, den sie in der Firmung feiert, zu finden sein, und sie muss erzählen können, wie das geht: aus dem Geiste Gottes leben. Dazu ist drittens das Firmbewusstsein in der Gemeinde zu fördern. Die Gemeinde muss den Gefirmten einen Erfahrungs- und Lebensraum anbieten haben, und die Firmung muss sich in einer lebendigen, missionarischen Gemeinde bewähren.

Erfahrungen Jugendlicher ernst nehmen

Erfahrungen aus der kirchlichen Jugendarbeit wurden am Seminar von Christof Hiller-Egli eingebracht, und den Pressevertretern wurde dazu ein Thesenpapier von Markus Arnold ausgehändigt.² In seinem Rückblick auf das Seminar hob Christof Hiller drei Aspekte hervor: Erstens müsse die Gemeinde Optionen und Visionen, nämlich biblische Optionen entwickeln, und dabei könnte sie entdecken, wie sie auf die Optionen und die Lebenswürfe Jugendlicher eingehen könnte: so würde Gemeinde ein Ort, wo *jeder und jede* sucht und lernt. Zweitens müsse der Zusammenhang von Firmung und Entscheidung deutlicher werden. Die Mündigkeit würde dann aber ein kritischer Begriff nicht nur für die Firmpraxis, sondern für die Gemeinde überhaupt; so sei dann auch die Frage des Firmalters von der Praxis der Gemeinde zu beantworten. Und drittens müsse es um eine Verknüpfung von jugendlicher Subkultur

und kirchlicher Kultur gehen; weil der Jugendliche und junge Erwachsene mobil geworden ist, genügt es nicht, wenn er in einer einzigen Gemeinde beheimatet ist, er müsse auch übergemeindlich in der Kirche beheimatet sein. So könnte und müsste die Firmung zum Kristallisationspunkt eines Prozesses der Gemeinde werden.

Ein Firmweg

Wie eine Firmpastoral, die das Moment der Entscheidung konsequent berücksichtigt, aussehen könnte, stellte am Seminar Martin Kopp anhand des «Firmweges» der Pfarrei St. Konrad, Zürich, dar. Julia M. Hanemann, die in der Schlussrunde dieses Modell nachzeichnete, bezeichnete es als einen Weg, auf dem eine Pfarrei die Jugendlichen und den Heiligen Geist ernst nimmt. Die Jugendlichen ernst nehmen bedeute, die Sehnsucht wie die Mündigkeit des jungen Menschen ernst nehmen, damit der erste mündige Entscheid nicht der Austritt aus der Kirche wird und damit die jungen Menschen den Geist nicht anderswo zu suchen brauchen. Dieser Firmweg beginnt auf der Oberstufe als Glaubenskurs, im dritten Jahr ausserschulisch alle drei Wochen an einem Abend in geschlechtsspezifischen 10er Gruppen; dabei kommen Lebensfragen und religiöse Fragen miteinander verschränkt zur Sprache. Nach der obligatorischen Schulzeit – der psychologischen Bruchzone, wie Martin Kopp formuliert hatte – wird der Kurs in gemischten 10er Gruppen an 26 Abenden fortgesetzt. Dazu werden 20- bis 30jährige Firmbegleiter eingesetzt. Die «Erfolgsquote» von 90% zeigt, dass mit einem solchen Weg Jugendliche nicht überfordert werden.

Praxis verändern

Wenn eine Gemeinde sich so auf den Weg machen will, muss sie ein Ziel formulieren, eine Vision (eine Hoffnung) haben. Sie braucht aber auch Animatoren. Und so kamen in einem zweiten Durchgang die Seminarteilnehmer zu Wort. Thematisch schienen den verschiedenen Gruppen bedeutsam, dass die Firmung so in eine Gesamtschau eingeordnet wurde und sich mit einer erneuerten Firmpastoral auch neue Chancen für die Jugendarbeit, die Arbeit mit jungen Erwachsenen und für die Pfarreiarbeit insgesamt ergeben. So könne aber auch die gesellschaftliche und kirchliche Wirklichkeit wahrgenommen und zugleich Hoffnung erfahren werden: Die Gemeinde wird einbezogen, die Firmanden – ihre Nöte und Bedürfnisse, aber auch ihre Mündigkeit und Verantwortung – würden ernst genommen.

Diese neue (oder erneuerte) Sicht der Firmpastoral löst aber auch Ängste aus: Im Seelsorgeteam müssten die unterschiedli-

chen Standpunkte geklärt, die Gläubigen müssten vom neuen Weg überzeugt und für ihn gewonnen werden können; es dürfte nicht auf eine einfache Herausforderung des Firmalters hinauslaufen; die kleinen Gemeinden könnten mit einem derart zeitaufwendigen Glaubenskurs als Firmvorbereitung überfordert sein.

Daher auch als Wünsche an die Öffentlichkeit: Das Unbehagen mit der heutigen Firmpraxis müsse zur Sprache gebracht werden, aber auch die neue Firmpastoral und das Anliegen der Gemeindekirche, die Vision einer lebendigen Gemeinde – im Seelsorgeteam, im Pfarreirat, aber auch gegenüber dem Bischof. Von Seiten der Katecheten, die das Seminar als obligatorischen Fortbildungskurs besuchten, wurde zudem gewünscht, dass die Gemeinden Raum für zukunftsweisende Projekte gewähren möchten, und zwar bereits im Anstellungsvertrag, so dass die Katechetinnen und Katecheten kreativ bleiben können.

Walter Wiesli wies abschliessend darauf hin, dass die Teilnehmer des Seminars «Jugend + Gemeindeliturgie» immer eine gemischte Gruppe bildeten, dass dieses Jahr aber bloss 10% der Teilnehmer Priester waren. Damit sei die Gefahr gegeben, dass sich in den Gemeinden ein Gefälle des Problembewusstseins zwischen Pfarrern und Laienmitarbeitern ergeben könnte, was eine gemeinsam getragene Pastoral zumindest erschweren muss.

Rolf Weibel

² Auf dieses Thesenpapier werden wir eingehen, wenn wir demnächst einen Beitrag von Markus Arnold veröffentlichen, in dem er die Erfahrungen im SKJV reflektiert.

Gottesdienst – gemeinsam vorbereiten, gemeinsam feiern

Eine stattliche Anzahl Kirchenmusiker sowie eine Handvoll Liturgen befasste sich kürzlich im Romero-Haus Luzern theoretisch und praktisch mit der gemeinsamen Vorbereitung und Feier von Gottesdiensten. Die quantitativ sehr magere Vertretung der Liturgen trug mit zur fundamentalen Einsicht bei, dass es sich bei der interdisziplinären Zusammenarbeit um einen Prozess handelt, welcher weithin noch in den Anfängen steckt. Immerhin gestaltete sich das ökumenische, interkonfessionelle Zusammenrücken sehr verheissungsvoll.

Veranstaltet wurde die Arbeitstagung gemeinsam von der Akademie für Schul- und Kirchenmusik Luzern, dem evange-

lisch-reformierten Institut für Kirchenmusik Zürich sowie dem Katholischen Kirchenmusikverband des Kantons Luzern. Eingeladen waren nebst Kirchenmusikern (praktizierenden und studierenden) natürlich auch Katecheten, Religionslehrer, Gemeindepfarrer, Theologen und interessierte Sängern und Sänger aus Pfarreien und Kirchgemeinden. Das magere Echo bei den Nichtmusikern mag mitbegründet sein durch den Kurstermin (Samstag/Sonntag), vielleicht mehr noch durch eine gewisse Schwellenangst. Ob die Effizienz solcher Angebote durch eine gewisse Institutionalisierung auch seitens der Liturgen und Katecheten optimiert werden könnte? Die sich in der Praxis verschärfende Problematik legt solches jedenfalls nahe.

Vom Nebeneinander zur Integration

Des Pudels Kern legte Prof. Dr. Dietrich Wiederkehr von der Theologischen Fakultät Luzern frei in seinem grundlegenden Referat «Vom Nebeneinander zur Integration». Sehr realistisch zeigte Wiederkehr auf, dass effektive Zusammenarbeit der Gottesdienstvorbereiter ein offener Prozess ist, der mehrere zielbewusste Schritte verlangt.

1. Als «Karikatur» bezeichnete der Referent ein Nebeneinander, bei dem die «Gegenseite» nur gerade geduldet, bestenfalls benötigt wird: eine desinteressierte «Toleranz» zwischen «Solisten». 2. Befriedigen kann aber auch eine «Integration» nicht, welche mittels Dominanz erzielt wird, sei es durch klerikale (verbale), musikalische oder laikale (gemeindliche) Dominanz. 3. Gottesdienst als Spiel, gleichsam als Gesamtkunstwerk, hat Eigenstrukturen und verlangt ein Ensemble, das die Spielregeln respektiert. Anzustreben ist dabei eine dramaturgische Integration, eine thematische, eine mediale sowie eine personal-partizipative Integration. 4. Integration fordert eine Ensemblebildung, also ein Ensemblebewusstsein, die Zusammengehörigkeit aller Beteiligten und die Wertung der Gemeinde als Subjekt des Spiels.

Zusammenarbeit, eine unabdingbare Forderung

In einem zweiten Referat stellte der emeritierte evangelisch-reformierte Berner Universitätsprofessor Gerhard Aeschbacher die gottesdienstliche Problematik in einen umfassenderen Rahmen. In gedrängter Form lassen sich seine recht ungeschminkten Schlussfolgerungen wie folgt umreißen.

«Die Voraussetzungen der traditionellen Kirchenmusik sind nur noch teilweise intakt. Wenn die Kirche weiterhin Wert auf einen Gemeindegang und mehrstimmige Chormusik von einiger Bedeutung und einigem Niveau legt, muss sie die Aufgabe selbst

in die Hand nehmen.» «Diese Aufgabe ist als «Bildungsauftrag» im weitesten Sinne aufzufassen» hin zur integralen Menschwerdung. «Da die Musik damit einen weiterführenden, emanzipatorischen Auftrag erhält, muss sie Kunst oder zumindest kunstfähig sein», sich also abheben von «Umgangsmusik», die keine Konstituierung eines Sinngefüges anstrebt und letztlich Persönlichkeitsbildung verhindert. «Vollberechtigte, partnerschaftliche Zusammenarbeit aller Beteiligten ist eine unabdingbare Voraussetzung zur Erfüllung dieser Aufgabe. Bildung vollzieht sich nur in einer Atmosphäre der Freiheit und in bewusster Begegnung mit der Sache selbst. Dabei hat sich Qualität in Auseinandersetzung mit andern musikalischen Möglichkeiten immer neu zu bewähren und zu erweisen, im Bewusstsein, dass die Zukunft eine offene ist.»

Quid ad nos?

In Gruppenarbeit, Podium und Plenum fragten sich die Teilnehmer, was die Referate in der Praxis zu Hause bewirken könnten, und versuchten sich in praktischer Vorbereitungsarbeit für zwei Gottesdienste, welche (arbeitstechnisch bedingt von der Kursleitung mit Studenten und Liturgen vorbereitet) praktische Anregungen und Mut zum Weiterschreiten vermittelten: katholischer Gemeindegottesdienst und ökumenische Vesper in der Johanneskirche Luzern.

Linus David

Hinweise

Theologische Fakultät Luzern

Am Mittwoch, den 14. Oktober 1987, beginnen an der Theologischen Fakultät, am Philosophischen Institut und am Katechetischen Institut die Vorlesungen des Wintersemesters 1987/88.

Die regulären Vorlesungen sind öffentlich zugänglich. Interessenten haben die Möglichkeit, sich als Gasthörer für einzelne Vorlesungen einzuschreiben. Sie können beim Rektorats-Sekretariat der Fakultät, Pfistergasse 20, 6003 Luzern, Telefon 041 - 24 55 10, die erforderlichen Unterlagen beziehen.

Öffentliche Vorlesungen im Wintersemester

Dr. Walter Kirchschräger, Professor für neutestamentliche Wissenschaft: «Die Sonntagsperikopen aus dem Johannes-

Evangelium, Teil 2». Die Vorlesung ist eine auf die Notwendigkeit der Pastoral ausgerichtete Einführung in jene Perikopen, die im Laufe der Lesejahre aus dem vierten Evangelium verkündet werden. Je Donnerstag von 18.15–19.00 Uhr, Hörsaal T.1, erstmals 15. Oktober.

Dr. Akiva Deutsch, Professor für Soziologie an der Bar-Ilan Universität in Israel: «Jüdische Religion und Gesellschaft in neuerer Zeit in soziologischer Perspektive: Modelle und Spannungen». Je Montag von 17.15–18.00 Uhr, Hörsaal T.1, erstmals 26. Oktober.

Prof. Dr. Rudolf Dellsperger, Professor für neuere allgemeine Kirchengeschichte an der Universität Bern: «Die Reformation in der Schweiz (Schwerpunkte Zürich und Genf, Zwingli und Calvin)». Je Montag 18.15–20.00 Uhr, Hörsaal T.1, alle 14 Tage, erstmals am 19. Oktober.

Für den Besuch der öffentlichen Vorlesungen sind keine Einschreibeformalitäten im Rektorats-Sekretariat erforderlich. Administrative Unterlagen liegen zu Beginn der Vorlesungen auf oder können telefonisch angefordert werden.

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Wort der Schweizer Bischöfe zum Marianischen Jahr

Wie bereits im Anschluss an die 197. Ordentliche Versammlung der Schweizer Bischofskonferenz angekündigt, werden die Schweizer Bischöfe ein Hirtenwort zum Marianischen Jahr veröffentlichen.

Das Verlesen dieses Hirtenworts in unseren Kirchen ist für den zweiten Adventssonntag (6. Dezember 1987) vorgesehen.

Zusammen mit dem Hirtenwort wird ein allgemeiner Terminkalender der Veranstaltungen aller Schweizer Diözesen im Rahmen des Marianischen Jahres veröffentlicht.

Das Hirtenwort und der Terminkalender werden den bischöflichen Ordinariaten zum weiteren Versand rechtzeitig zugestellt.

Das ebenfalls angekündigte Pastoral-schreiben über Maria (Nr. 4 in der Reihe «Pastoralschreiben – Dokumente der Schweizer Bischöfe») wird im Laufe des Advents 1987 versandt werden.

Sekretariat der Schweizer Bischofskonferenz

Bistum Basel

Stellenausschreibungen

Die vakante Pfarrstelle von *Baar (ZG)* wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 3. November 1987 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Für die vakante *Arbeitsstelle für kirchliche Jugendarbeit im Kanton Luzern* wird Jugendseelsorger(in) gesucht. Interessenten melden sich bis zum 3. November 1987 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn (siehe auch Inserat).

Bistum Chur

Im Herrn verschieden

Giuliani Sergio Roberto, Prälät und a. Domdekan, i.R., Poschiavo

Der Verstorbene wurde am 4. Januar 1912 in Poschiavo geboren und am 7. Juli 1935 in Chur zum Priester geweiht. Er war tätig als Pfarrer in Selma (1935–1940), als Pfarrer in Brusio (1940–1946), als Hofkaplan in Chur (1946–1951), als bischöflicher Verwalter in Chur (1951–1958), als Domcustos (1956–1971), als Mitglied des Bischöflichen Ordinariates (ab 1956), als Bischöflicher Kanzler Chur (ab 1958). Domdekan Chur ab 1971, Spiritual Waldhaus Chur (1951–1971). Im Ruhestand Poschiavo seit 1980. Er starb am 6. Oktober 1987 in Poschiavo und wurde am 9. Oktober 1987 in Poschiavo beerdigt.

Bistum St. Gallen

Stellenausschreibung

Infolge Wegzug des Amtsinhabers ist die Pfarrstelle in *Pfäfers* vakant geworden. In Voraussicht der weiteren Entwicklung wird auch die Pfarrei Valens später ganz oder teilweise mitzubetreuen sein. Interessenten melden sich bis zum 7. November beim Personalamt, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen.

Verstorbene

Dr. P. Erwin Helmle SAC

P. Helmle, Bürger von Hubersdorf (SO), wurde am 29. Oktober 1910 in Breitenau (Schwarzwald)

geboren, wo seine Eltern eine Gaststätte führten. Mit drei Geschwistern verlebte er eine frohe Jugend. Nach der Volksschule trat er 1924 in das St.-Paulus-Heim der Pallottiner in Bruchsal ein und absolvierte von da aus das staatliche Gymnasium. Nach dem Abitur folgte das zweijährige Noviziat in der süddeutschen Pallottiner-Provinz in Untermerzbach bei Bamberg. Nach der ersten Weihe an die Gemeinschaft begann er die philosophisch-theologischen Jahre an der Universität Salzburg. 1938 wurde er zum Priester geweiht. Im folgenden Jahre sandten ihn die Obern nach Belgrad mit dem Auftrag, die Pallottiner in Jugoslawien einzuführen. Mit Hilfe eines deutschen Seelsorgers gründete er dort ein Heim für Hochschüler, das jedoch durch die Kriegereignisse 1941 geschlossen werden musste. In den folgenden zwei Jahren half er mit in der deutschen Seelsorge.

Von 1943 bis 1945 studiert P. Helmle am Orientalischen Institut in Rom und schliesst ab mit dem Doktorat in Theologie. Gleich nachher wird er im Auftrag des Staatssekretariates nach Lissabon gesandt, um im Rahmen des Raphaelswerkes in der Emigrantenhilfe zu arbeiten. Anno 1953 gründet er das Heim für Hochschulstudenten «Lar São Nicolao». Dazu gibt er Religionsunterricht am Deutschen Gymnasium und Vorlesungen in Archäologie und Kunstgeschichte im Katholischen Hochschulinstitut. 1962 übernimmt er als Nachfolger von Prälät Wurzer die Seelsorge der deutschsprachigen Katholiken von Lissabon. (1954 hat er für die neugegründete Schweizer Pallottiner-Provinz optiert).

Mit ungebrochenem Elan widmet sich P. Helmle der neuen Aufgabe. Den Religionsunterricht am Deutschen Gymnasium behält er bei, um engeren Kontakt mit seinen zahlreichen «Pfarrkindern» zu haben. Beredtes Zeugnis für seinen nimmermüden Einsatz war unter anderem die erhebende Feier zu seinem Abschied im Juni 1984, wo der Sekretär des Auslandsekretariates der deutschen Bischofskonferenz, der Präsident der Kirchgemeinde und der Patriarch Antonio Kardinal Ribeiro die selbstlose, einsatzfreudige Seelsorgearbeit von P. Helmle gebührend würdigten.

In die Schweiz zurückgekehrt, hilft er gerne mit, wo er kann. Als sein Nachfolger in Lissabon bald nach Amtsantritt erkrankte, war P. Helmle bereit, noch einmal für ein Jahr auszuhelfen. So stand er rund 40 Jahre im Seelsorgedienst der Katholiken von Lissabon. Bei einem erneuten Aufenthalt in Portugal ereilte ihn der Tod durch Herzinfarkt nach einem Autounfall am 18. Juni 1987. Er wurde auf dem Friedhof der deutschen evangelischen Gemeinde beigesetzt. Für alle Arbeiten und Mühen während fast 50 Priesterjahren sei ihm der Gute Hirt nun sein ewiger Lohn.

Alfons Böhi

Passau ausging. So wurden beide das Opfer von Verhältnissen, die stärker waren als ihr redliches Bemühen. Als Schöpfer des Kirchenslawisch aber hat ihre Tätigkeit bis heute grosse Bedeutung.

Der bekannte Nahost-Korrespondent Heinz Gstrein schöpft in diesem Buch aus einer profunden und reichen Kenntnis byzantinischer und osteuropäischer Geschichte und Kultur. Sein Buch gliedert sich in zwei Teile. Im ersten steht zu vierzig dokumentarischen Abbildungen ein eingehender Kommentar. Er gibt Rechenschaft über Werdegang und Bedeutung der beiden Slawenapostel. Der zweite Teil ist episch, erzählend, eine Lebensgeschichte, die zusammengestellt ist aus zwölf bewegten Bildern, die markante Szenen aus einem bewegten Leben festhalten. Jede dieser Szenen ist ein Kabinettstück für sich und schöpft aus der Fülle kulturellen und historischen Wissens des gewandten Autors.

Leo Ettlin

Erasmus

Cornelis Augustijn, Erasmus von Rotterdam. Leben – Werk – Wirkung. Aus dem Holländischen übersetzt von Marga E. Baumer, Verlag C. H. Beck, München 1986, 201 Seiten.

Die Erasmus-Biographie des Ordinarius für Kirchengeschichte an der Freien Universität Amsterdam, Cornelis Augustijn, ist zum 450. Todestag des grossen Humanisten geschrieben worden. Der Untertitel verweist sehr gut auf die Eigenart dieser hervorragenden Biographie. Die subtile Vertrautheit mit des Erasmus Leben und seinem so unruhigen Itinerar ist nur ein Aspekt. Dazu kommt eine stupende Kenntnis der Werke des Niederländers. Erst aus diesen Opera, die ja quantitativ und qualitativ eine überragende Leistung darstellen, wird Erasmus einigermaßen fassbar. Erasmus von Rotterdam hat aber auch seine Wirkungsgeschichte. Die Frage, wie haben Zeitgenossen Erasmus gesehen und beurteilt, kann einigermaßen beantwortet werden. Weit schwieriger ist beim Basler Humanisten die Frage, wie weit er sich selber fassen und einordnen lässt und ob man ihm nach seinem Tod am 12. Juli 1536 je einmal gerecht geworden ist. Cornelis Augustijn beurteilt die Nachwirkung nüchtern. «Von einer direkten Wirkung des Erbes des Erasmus ist keine Rede. Eine Erasmusrenaissance hat niemals stattgefunden» (170).

Leo Ettlin

Friedrich von Spee

Walter Rupp, Friedrich von Spee. Dichter und Kämpfer gegen den Hexenwahn, Topos Taschenbücher 156, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1986, 100 Seiten.

Friedrich von Spee war lange Zeit fast ganz vergessen und verkannt. Die Auffindung seines Grabes in Trier (1980) und die Feier zu seinem 350. Todestag (7. August 1635) haben die Aufmerksamkeit erneut auf ihn gelenkt. Man hat erkannt, wie aktuell und exemplarisch Friedrich von Spee gerade für unsere Zeit ist. Man braucht da nur die Hexenprozesse, gegen die Spee zeitlebens in Wort und Schrift kämpfte, als Delikte gegen die Menschenrechte zu deuten. Walter Rupp schildert anschaulich das Leben des Kämpfers gegen den Hexenwahn. Das gelingt ihm deshalb so gut, weil er den zeitlichen Hintergrund und die weltanschauliche Umgebung des 17. Jahrhunderts einbezieht.

Leo Ettlin

Neue Bücher

Kyryll und Method

Heinz Gstrein, Kyryll und Method, St. Gabriel, Mödling 1985, 132 Seiten.

Die Bedeutung der beiden Slawenapostel Kyryll und Method darf nicht unterschätzt werden. Sie waren die ersten, die das Prinzip einer sprachlichen und kulturellen Anpassung in der Missionsarbeit anwandten. Ihre Slawenmission in Mähren scheiterte am Widerstand der lateinisch-fränkischen Missionierung, die von Salzburg und

Madame Guyon

Emmanuel Jungclaussen, Suche Gott in dir. Der Weg des inneren Schweigens nach einer ver-gessenen Meisterin Jeanne-Marie Guyon, Verlag Herder, Freiburg i.Br. 1986, 120 Seiten.

Nicht nur das Leben der Autorin, einer früh verwitweten Dame aus besserem Hause in Paris, könnte Vorlage eines Romans sein; auch ihre kleine Schrift «Moyen court et très-facile de faire oraison», die P. Emmanuel Jungclaussen hier ediert und mit einer fundierten Einführung um-gibt, hatte bis heute eine bewegte Geschichte. Die Autorin und ihre Schrift «Weg des inneren Schweigens» stammen aus dem «goldenen Zeital-ter» der französischen Mystik. Bossuet, Fénelon, der Kreis von St-Cyr, Marie von der Menschwer-dung und ihr kongenialer Sohn, der Mauriner Claude Martin, stehen der Madame Guyon nahe.

Doch sie wird in den Quietismus-Streit hinein-gezogen. Die Wogen dieser Auseinandersetzung, die mit übelsten Methoden bestritten wurde, bre-chen über ihr zusammen. Die Autorin und ihr Werk sind nach unseren Vorstellungen völlig un-begründet verfolgt worden. Was von der offiziel-len Frömmigkeit in Frankreich unter den Tisch geworfen wurde, wurde aber von anderen aufge-hoben und geschätzt. Madame Guyons «Weg des inneren Schweigens» bekommt Gastrecht im deutschen Pietismus. Ihre Einflüsse auf Gerhard Tersteegen sind beträchtlich. Auch im Protestan-tismus der Westschweiz pflegte man die Fröm-migkeit nach der Schule der Madame Guyon. Ih-ren Einfluss kann man auch im angelsächsischen Raum in evangelischen Kirchen feststellen.

Wenn P. Emmanuel Jungclaussen nach 250 Jahren den Weg dieser «Mutter der innerlichen Seelen» herausgibt, ist das eine längst fällige Re-habilitation für eine Frau, die nach Hans Urs von Balthasar zu den Grossen der christlichen Spiritu-alität des Abendlandes zählt.

Leo Ettlín

Philipp Neri

Paul Türks, Philipp Neri, oder das Feuer der Seele, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1986, 240 Seiten.

Der Autor ist Mitglied des Oratoriums vom heiligen Philipp Neri und wirkt in der Seelsorge in Aachen. Da im deutschen Sprachraum über den Apostel Roms keine neuere und umfassende Bio-graphie greifbar ist, will er mit dem vorliegenden ansprechenden Band diesem Mangel abhelfen. Zwar ist auch seine Biographie keine auf neueren Quellenforschungen basierende Darstellung. Aber er hat reichlich in neueren italienischen und englischen Forschungen und Darstellungen ge-graben, dass er hier eine gefällige, sachliche und flüssige Lebensbeschreibung vorlegen kann. Die heitere Gestalt Philipp Neris spricht in der Zeich-nung von Paul Türks heute noch an. Seine sprich-wörtliche Heiterkeit, das zeigt die Biographie deutlich, hat tiefere Gründe als Frohnatur und glückliches Gemüt. Sie ist eine glaubend erwor-bene und errungene Geborgenheit in der lieben-den Vorsehung. Das Buch gibt zugleich einen gu-ten Einblick in die Entstehung des Oratoriums, in seine Struktur, seine Regel und die Eigenart, die diese Gründung von anderen geistlichen Institu-ten unterscheidet. Das Verständnis dieser eigen-tümlichen Ordensgemeinschaft, die auch heute noch an Bedeutung nichts eingebüsst hat, er-wächst aus den Lebensumständen des Gründers.

Leo Ettlín

Augustinus-Gebetstexte

Augustinus, Gib mir ein Herz, das an dich denkt. Gebete. Herausgegeben von Valeria Bol-dini. Aus der italienischen Originalausgabe (Si-gnore, Dio di verità, Figlie di San Paolo, Roma 1984) übersetzt von Hans Beyrirk und Hermann J. Benning, Verlag Neue Stadt, München 1985, 134 Seiten.

Augustinus wird sicher mit Recht Vater der abendländischen Frömmigkeit genannt. Seine Werke, Predigten und Traktate, besonders aber seine Confessiones, gehen sehr oft unvermittelt über in die affektive Form. Der vorliegende Band enthält solche Gebetstexte und Lobpreisungen. Sie stammen fast ausschliesslich aus den Confes-siones. Die Übersetzung aus dem Italienischen ist gut und korrekt, doch den Ductus des lateinischen Originals kann man nicht ins Deutsche über-tragen.

Leo Ettlín

Franziskus-Gebete

Franz von Assisi, Gebete. Herausgegeben von Wolfgang Bader, Verlag Neue Stadt, München 1986, 110 Seiten.

In diesem Bändchen sind Gebete des heiligen Franziskus von Assisi aus verschiedenen Quellen der franziskanischen Frühzeit zusammengetra-gen, ansprechend übersetzt und mit knappen An-gaben über den Anlass der Entstehung versehen. Diese Gebete sind heute noch frisch wie eh und je und ohne weiteres nachvollziehbar. Sie sind im besten Sinne klassisch. Wolfgang Bader stellt den Gebeten eine ansprechende Einführung, die von der Spiritualität des Franz von Assisi handelt, voran.

Leo Ettlín

Franz-von-Sales-Texte

Franz von Sales, Feuer und Tau. Führung der Seele. Ausgewählt und übersetzt und eingeleitet von Ingeborg Klimmer, Herderbücherei 1294, 1986, 128 Seiten.

In einer Reihe «Texte zum Nachdenken» kann man Franz von Sales, den sanften Bischof von Genf, nicht umgehen. Das liegt nicht nur in der Wende begründet, die Franz von Sales einleitet: Frömmigkeit für alle, auch für Weltleute. Franz von Sales ist der geistliche Lehrer, der dem schneidenden ignatianischen «agere contra» das elegantere «Sieg durch Umgehung» entgegen-setzt. Franz von Sales ist auch heute noch lesens-wert, selbst wenn seine Sprache klassischer fran-zösischer Rhetorik nicht mehr die unsere ist. Die Auswahl der Texte geschah unter dem Gesichtspunkt des Gebetes. Es ist christozentrische Mys-tik, Befreiung von allem, was nicht Jesus ist. Das Motto heisst: Neues Leben in Christus. In Chri-stus auf sich selbst verzichten. Daraus fliesst die salesische Gleichmut (indifférence) als Gelassen-heit gegenüber den Wechselfällen des Lebens.

Leo Ettlín

Sonntagsbetrachtungen

Joseph Ernst Mayer, Wort aus Gottes Mund, Lukas-Jahr, Lesejahr C, Verlag Herold, Wien 1985, 240 Seiten.

Es handelt sich um Sonntags-Betrachtungen in der Wiener Kirchenzeitung. Prälat J. E. Mayer ist ein bestandener Seelsorger, der weiss, dass man

für ein solches Publikum noch packender und di-rekter Gottes Wort präsentieren muss als in der Predigt. Leser können umblättern, Hörer müssen anstandshalber bleiben. Gerade darum können diese Sonntagsspalten auch der Predigt gute An-regungen bringen. J. E. Mayer spricht eine direkte Sprache, er weiss, wo den Leuten der Schuh drückt. Der Kolumnenschreiber will das Wort Gottes nicht mit exegetischen Problemen überla-sten, sein Anliegen ist der Bezug aufs Leben, gu-ten Samen in den grossstädtischen Alltag zu streu-en und ihn mit mehr Freude zu erfüllen.

Leo Ettlín

Zum Bild auf der Frontseite

Das Pfarreizentrum Saint-François d'Assise von Renens (VD) wurde 1964 ge-baut. Architekt war Pierre Dumas, das Kreuz schuf Béatrice Cenci. Die Kirche ist Pfarrkirche für 21 000 Katholiken der Ge-meinden Renens, Chavannes, Crissier und Ecublens.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. P. Alfons Böhi SAC, Gymnasium St. Klemens, 6030 Ebikon

Linus David, Voltastrasse 7, 6005 Luzern

Dr. P. Leo Ettlín OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dr. Max Hofer, Bischofsvikar, Informationsbe-auftragter des Bistums, Baselstrasse 58, 4501 So-lothurn

P. Walter Ludin OFMCap, Via Cairoli 43, I-00185 Roma

Dr. Anton Thaler, PD, Pfarrer, Schabeggweg 11, 9620 Lichtensteig

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor

Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7-9, Postfach 4141
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 50 15

Mitredaktoren

Kurt Koch, Dr. theol. des., Lehrbeauftragter
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041 - 51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01 - 725 25 35
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden, Telefon 071 - 91 17 53

Verlag, Administration, Inserate

Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 80.-;
Ausland Fr. 80.- plus Versandgebühren
(Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.-.
Einzelnummer: Fr. 2.- plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Re-daktion. Nicht angeforderte Besprechungs-exemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseraten-annahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Pfarrei St. Peter und Paul Aarau

Wir sind im Begriff auf Frühling 1988 unser Seelsorgeteam neu aufzubauen. Deshalb suchen wir auf diesen Zeitpunkt

Katechetin oder Katecheten im Vollamt

Tätigkeitsbereiche:

- Religionsunterricht an der Mittel- und Oberstufe
- Begleitung der Katechetinnen im Nebenamt
- Gestaltung von Familiengottesdiensten
- religiöse Bildungsarbeit vor allem mit Eltern

Wir erwarten:

- einige Jahre Erfahrung im Erteilen von Religionsunterricht
- Fähigkeit, in einem grösseren Seelsorgeteam zu arbeiten und Verantwortung zu übernehmen
- kreativer Sinn für neue Wege in Katechese und Bildungsarbeit
- Blick für das Besondere im Alltäglichen

Die Anstellungsbedingungen richten sich nach den Richtlinien der Aargauischen Landeskirche und der Kreiskirchengemeinde Aarau.

Auskünfte erteilt: Hans-Ruedi Häusermann, Diakon, Telefon Jugendseelsorge 064 - 22 86 06, Privat 064 - 22 43 42.

Bewerbungen sind zu richten an Hans Schenker, Präsident der Ortskirchenpflege Aarau, Gotthelfstrasse 18, 5000 Aarau

Die **römisch-katholische Landeskirche des Kantons Luzern** sucht

Leiter/Leiterin

der Arbeitsstelle für kirchliche **Jugendarbeit** im Kanton Luzern.

Aufgabenbereich:

- Pfarreirberatung in Sachen Jugendarbeit
- Ausbildung von Jugendverantwortlichen
- Begleitung der Jugendseelsorger
- «Junge Gemeinde» verwirklichen

Anforderungen:

- Theologiestudium oder katechetisches Diplom
- Jugendleiter- oder ähnliche Ausbildung
- Erfahrung in praktischer kirchlicher Jugendarbeit
- Gesprächs- und Kooperationsfähigkeit

Eine Aufteilung in zwei Halbpensen wäre möglich.

Die Anstellung richtet sich nach den Bestimmungen der römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Luzern.

Nähere Auskunft erteilt der Präsident der Kommission für kirchliche Jugendarbeit im Kanton Luzern, Armin Betschart, Pfarrer, 6233 Büron, Telefon 045 - 74 12 81. Schriftliche Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind bis 1. Dezember 1987 zu richten an die Synodalverwaltung, 6218 Ettiswil

Rauchfreie



Opferlichte

in roten, farblosen oder bernsteinfarbenen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen. Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt.

Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!

HERZOG AG

KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



Orgelbau Hauser 8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Kath. Kirchgemeinde Jonschwil SG

Da unser langjähriger Mesmer altershalber die Demission eingereicht hat, suchen wir einen

Mesmer/Katecheten

Die Tätigkeit umfasst:

- den Mesmerdienst an der Pfarrkirche
- Verwaltung des Pfarreiheims
- Jugendseelsorge
- Mitarbeit in der Liturgie

Der Aufgabenbereich kann den Neigungen des Bewerbers angepasst werden. Unsere Pfarrei zählt 1800 Katholiken.

Wer selbständiges Arbeiten und dörfliche Geborgenheit liebt, melde sich bitte zum Gespräch beim Pfarrer Bernhard Sohmer, Telefon 073 - 23 42 23. Ihre Bewerbung richten Sie an Robert Storchenegger, Präsident der Kirchenverwaltung, Gräsau, 9243 Jonschwil



ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

Der Spezialist für

- Restaurationen
- Neuanfertigungen
- Feuervergoldungen

M. Ludolini + B. Ferigutti, Zürcherstr. 35, 9500 Wil, Tel. 073/22 37 88



ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen Lautsprecher- und Mikrofon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine **perfekte, saubere und naturgetreue Wiedergabe von Sprache und Musik**

erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen**. Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung**.

A. BIESE

Oberer Dattenbergstrasse 9, 6005 Luzern, Telefon 041 - 41 72 72.

Haben Sie alte **Kelche, Monstranzen, Messgewänder** usw.? Wir sorgen dafür, dass diese an unsere Glaubensbrüder in den Ostblockländern weitergeleitet werden.



Liebeswerk Kirche in Not

Ostpriesterhilfe Schweiz, Hofstrasse 1, 6004 Luzern, Telefon 041 - 51 46 70



**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81



**radio
vatican**

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Zeichen am Himmel. Das Weltbild der Astrologie. Alfons Rosenberg, profunder Kenner der Astrologie, entfaltet das Weltbild der Astrologie und ihren vergessenen Zusammenhang mit dem christlichen Glauben. Dieses in zweiter Auflage vorliegende Buch erinnert an die lange Tradition der christlichen Astrologie, die bis zur Aufklärung als Mittel der Glaubensverkündigung verstanden wurde. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts hat sich vieles und Wesentliches ereignet, um die kosmische Weisheit wiederum in das Verständnis und in die Verkündigung des Glaubens einzugliedern und um den Glauben unter astrologischen Aspekten zu deuten. Es gibt viele Anzeichen dafür, dass ein Weltbild zusammenbricht, um einem neuen Platz zu machen, das unter neuen Voraussetzungen auf die astrologische Symbolik zurückgreift. Alfons Rosenberg, Zeichen am Himmel. Das Weltbild der Astrologie. Kösel 1984, 227 Seiten, kart., Fr. 27.50.

Zu beziehen durch Buchhandlung Raeber AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern



Zu verkaufen neue, sehr schöne

Truhenuhr

mit massivem Zedernholzgehäuse.
Disposition: Gedackt 8', Rohrflöte 4', Principal 2'.
Sehr gut geeignet als Continuo oder in Kapelle. Gut transportierbar, günstiger Preis. Auch andere Modelle sind lieferbar, verlangen Sie unverbindlich unsere Offerte.

Orgelbau Walter Graf, 6210 Sursee, Telefon 045 - 21 18 51

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.



GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-36 44 00

1988 mit AUDIATUR reisen

AUDIATUR ET ALTERA PARS – auch die andere Seite anhören, bei Begegnungen und Gesprächen mit Menschen aus fremden Kulturen.

Sizilien im Frühling, 27. März–9. April
Vielfältiges Marokko, 1.–16. April
A la recherche de la Bourgogne, 12.–15. Mai
Südengland, 25. Juni–9. Juli
Dominikanische Republik, 9.–30. Juli
Nordrussland/Finland, 13.–31. Juli
Georgien, 30. Juli – 14. August
Ostsee DDR, 28. September–11. Oktober
Nordosten Griechenlands, 1.–15. Oktober
Albanien, 10.–17. Oktober oder 13.–22. Oktober
Burkina Faso, 2–3 Wochen im Oktober

Information und Anmeldung bei AUDIATUR, Gesellschaft für ökumenische Reisen, Aebistrasse 76, 2503 Biel, Telefon 032 - 25 90 69;
ab 1. November 1987: Dufourstrasse 90, 2502 Biel, Tel. 032 - 42 33 74

A. Z. 6002 LUZERN

7989

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi

7000 Chur

42/15. 10. 87